Achtzig Stufen hoch.

Achtzig Stufen hoch.

Roman

von

Adelheid von Auer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Hallberger.
1872.

Druck von Woerner & Comp. in Stuttgart.

Vierunddreißigstes Kapitel.

„Briefe schreiben ist gut, sie nicht schreiben ist besser," philosophirte der Doktor Leonardi seiner weiblichen Zuhörerin, Frau Erichson, bei der Whistpartie vor, während Wagnitz, der nie eine Karte anrührte, Briefe schreibend an einem Nebentische saß, „Dinte ist ein Gebräu der Hölle. Die Galläpfel schmecken da oft genug durch oder das Wasser, womit sie verdünnt wird, ist schuld an der wässrigen Brühe, die dem Lesenden aufgetischt wird. Damen, sagt man, verdünnen ihre Dinte mit Kaffee, das giebt dann den Briefen auch einen eigenen Charakter, der stark an Kaffeekränzchen und die bekannten Themata weiblicher Unterhaltung mahnt."

„Sie sind ein unhöflicher Mensch," unterbrach ihn Frau Erichson, „und nur Ihre Vorurtheile übertreffen noch Ihren Mangel an Galanterie. Wenn man Sie so sprechen hört, sollte man nicht glauben, daß Sie drei Frauen gehabt hätten" —

„Ja und die Hand nach der vierten ausstrecken möchte," fuhr der Doktor fort, „die aber klüger ist als ich und mich nicht nimmt. Uebrigens beweisen die drei Frauen nichts gegen mein Argument, aber viel für meine Erfahrung, auch hinsichtlich der Teufelskunst des Briefschreibens und dem Märtyrerthum des Lesens derselben.

„Ich höre die Stahlfeder kratzen und denke an Frauennägel oder der Gänsekiel mahnt mich an die schreckliche Unterhaltungsgabe der Mutter Gans."

„Warum nicht lieber an ihre weichen Daunen, die uns nächtlich umfangen und unsere Träume einhüllen in ihren sanften Flaum?" meinte Frau Erichson.

„Ich schlafe auf Matratzen und träume nie," entgegnete der Doktor, Pferdehaar mag der Phantasie nicht so günstig sein, wie der weiche Flaum einer Gänsebrust, desto günstiger aber den Nerven, deren gestählte Kraft uns einen traumlosen Schlaf verschafft."

„Vielleicht auch ein egoistisches Wachen, in dem sich Keiner um den Andern grämt, Keiner sich nach dem Andern sehnt und der Entfernte wie der Verstorbene nur noch durch die Erinnerung mit uns zusammenhängt," bemerkte Frau Erichson.

„Ja, so lange, bis eine der Mittheilung werthe Thatsache dieselbe zur Nothwendigkeit macht oder zu einer Annehmlichkeit erhebt," ergänzte der Doktor. „So lange

Eckard, denn in Beziehung auf ihn zanken wir uns ja doch wohl so tapfer herum, mir nichts Wesentliches mitzutheilen hat, mag er das Unwesentliche für sich behalten. Mittheilung, die ihren Stoff aus dem Chaos oder, was ziemlich dasselbe sagen will, aus der eigenen Brust, dem eigenen Kopf hervorholt, findet selten das richtige Maß, sagt in Vielem oft zu wenig und in Wenigem selten das Richtige. Sehen Sie, da sitzt der Mensch," er deutete auf Leonard, „nun schon so lange wir hier spielen und schreibt und schreibt, daß mir Hören und Sehen vergeht und ich einen Fehler nach dem andern mache."

„Kleiner Grasaffe," rief er Camilla zu, „stoß' doch einmal an und wirf das Dintenfaß um. Du bist indirekt ein Beförderer der Vernunft, indem Du die Unvernunft verhinderst."

Wagnitz lachte, ließ sich aber im Schreiben nicht stören. Camilla sah den alten Herrn verwundert an und dieser sagte seufzend zu Frau Erichson:

„Den letzten Rubber, wenn ich bitten darf, ich kann den Frevel gegen den gesunden Menschenverstand nicht mehr mit ansehen. — Wer ist das unglückliche Schlachtopfer Ihrer Schreibwuth, mein Herr?"

Er wartete die Antwort nicht ab und wendete sich mit erneutem Eifer den Karten zu, Wagnitz hatte

gerade seine Briefe beendet. Er machte die Schreibmappe zu.

„Bist du fertig?" fragte Camilla. Er nickte. Camilla sagte nichts weiter, sie sah ihn nur an; er verstand den Blick, rückte sich einen Stuhl neben den ihren und sagte freundlich:

„Was soll ich Dir nun erzählen?"

„Was Du willst, Leonard, es ist Alles hübsch."

Er erzählte mit halblauter Stimme, ihre Blicke hingen an den seinen und wenn er einen Augenblick stille hielt, half sie gleich ein.

„Ein Idyll!" spottete der Doktor.

Camilla hing sehr an ihrem Beschützer, zeigte das weniger in stürmischer Zärtlichkeit oder kindlich zudringlicher Weise, als durch ein instinktives Errathen seiner Wünsche, ein unbewußtes Studium seiner Gewohnheiten.

Auf demselben Tisch, an dem er geschrieben, hatte sie ihren Puppenkram ausgebreitet. Wie still spielte sie, wie hütete sie sich anzustoßen, so lange er schrieb, wie leise sprach sie und das nicht nur heut', sondern immer, wenn seine Beschäftigung, seine Gegenwart eine Rücksicht erheischte.

In reizendster Weise machte sie sich abhängig von ihm und hielt den Zusammenhang fest, auch wenn er nicht da war. Frau Erichson gab ihr Unterricht so viel

sie dessen bedurfte, Camilla lernte nicht gern, aber daß sie für Leonard lernen sollte, war ihr ein Sporn. Auch ihre Spiele bezogen sich auf ihn.

Der Doktor erlaubte sich manchen beziehungsvollen Scherz, Wagnitz wies ihn lächelnd zurück.

„Während die Blume heranwächst, wird die Hand, die sie pflegte, alt und runzlig," meinte er. „Wer wird sich dann noch frische Blumen an den Busen stecken! Nicht wahr Camilla," wendete er sich scherzend zu ihr, „wenn Du eine kleine Frau sein wirst, an Deinem Kamin wird immer ein Lehnstuhl für Deinen alten Freund Leonard stehen?"

„Auch ein Kissen darauf und eine Fußbank daran," entgegnete sie eifrig.

„Sehen Sie, sie denkt schon an die Pflege des Alten," scherzte Wagnitz, „sie ist eine kleine praktische Person und faßt immer das Nächste ins Auge. Es ist keine Gefahr, daß ihre Phantasie sich je verirren und Dankbarkeit und Kinderempfindung mit Liebe und Herzenswünschen verwechseln sollte. Gottlob, sie ist immer am richtigen Fleck, mein wohlthuender, stiller, kleiner Hausgenoß, sie kommt nicht aus dem Geleise."

Mit den letzten Worten hatte Wagnitz sie treffend charakterisirt. Sie kam wirklich nie aus dem Geleise, bot in ihrer Empfindung nichts Ueberschwängliches, aber

genau das Richtige und in anmuthigster Form. Sie liebte ihren Beschützer. Wenn er kam, leuchteten ihre Augen und ein helles Roth der Freude erhöhte die Frische ihres Gesichts, aber sie stürzte ihm dennoch nicht stürmisch entgegen. Sie blieb stehen und wartete, bis er sich zu ihr herab bückte, um ihr zum Gruß die Stirn zu küssen. Dann war sie zufrieden, ging ruhig wieder an ihr verlassenes Spielzeug oder ihre Kinderarbeit, in reizendem Genügen zufrieden mit der Nähe Dessen, der ihr kindliches Herz am meisten erfüllte. Sie war ein glücklich beanlagtes, leicht zu leitendes Kind, immer vergnügt und wenig begehrend. Thränen kamen selten in ihre Augen, noch seltener ein zorniger Blick, nur wenn Doktor Leonardi sie neckte und in Bezug auf ihren Namen sie Fräulein Camillenthee nannte, dann schimmerte es feucht in denselben und um die Lippen zuckte es in zorniger Verachtung.

Das machte dem Alten das größte Vergnügen, doppelt, weil es auch Leonard ärgerte, das Kind muthwillig geneckt und zur Heftigkeit gereizt zu sehen, während weibliche Sanftmuth gerade die wärmste Saite seines Herzens berührte und ihm ein unvergessenes Bild vor die Seele zauberte.

Auch zwischen ihm und dem alten Doktor herrschte

ein scherzhafter Krieg, „Brodneid," sagte der Doktor Leonardi, „Kunstneid," verbesserte Wagnitz.

Letzterer gab sich mit großem Ernst seinem Beruf hin. Sollte er doch sein Ein und Alles sein, sollte jede Lücke füllen, die das Schicksal in das Leben reißt. Liebe war ihm nicht beschieden. Er bedauerte es manchmal, daß Camilla kein Knabe war. Einen Knaben kann man sich zum Kameraden, zum Freunde erziehen, ein Mädchen entwächst nur mehr und mehr der Freundschaft je größer sie wird und im Morgengruß der Liebe klingt der Freundschaft Grabgeläut'. Sie wird heirathen und dann ist's aus, schloß er solche Gedanken.

„Und sie heiratheten sich und die Geschichte ist aus," schloß er eben das Märchen, das er Camilla erzählt, während Frau Erichson mit dem Doktor den letzten Rubber spielte.

„Schade, daß dann immer die Geschichten aus sind," klagte Camilla.

„Manchmal fangen sie auch erst recht an," sagte Wagnitz lachend.

„Am hübschesten sind sie aber bis dahin!" rief der Doktor dazwischen. „Und darum schließt das Märchen da ab, während das Leben dort anfängt, denn das Leben ist nicht hübsch.'

„Ich will aber weiter hören, wenn's auch nicht so hübsch ist. Bitte, Leonard, erzähle weiter," bat Camilla.

„Ich kenne sie nicht weiter," schlug er die Bitte ab.

„Aber wann wirst Du sie weiter kennen?" fragte sie erwartungsvoll.

„Ich gar nicht, ein Anderer soll sie Dir weiter erzählen."

„Die Geschichten, die mit der Heirath anfangen, erinnern ihn nur zur rechten Zeit daran, Fräulein Camillenthee," spottete der Doktor.

Die gewohnte Miene verächtlichen Zornes, so drollig anzusehen in dem harmlosen Kindergesicht, strafte den schlechten Witz.

„Wenn ich doch wüßte, wem der kleine Affe ähnlich sieht mit diesem Blick von Oben herab, dieser souverainen Verachtung," grübelte der Doktor, „es quält mich ordentlich, nicht zu wissen, an wen sie mich dann erinnert. Komm her und sei nicht böse auf mich, Camillenthee ist nichts Schlimmes, Du brauchst es nicht übel zu nehmen. Es trinkt mancher Kranke Camillenthee und wird gesund davon."

Das Argument verfehlte seine Wirkung nicht. Camillens Gesicht klärte sich auf.

„A propos, ehe ich gehe," sagte der Doktor und griff nach Hut und Stock, „da habe ich einen Brief von

Eckard, den ich vor vier Wochen empfangen, wenn Sie ihn lesen wollen."

„Aber Doktor!" rief Frau Erichson. „Vor vier Wochen empfangen und jetzt erst kommen Sie damit vor, trotz all' unserer Schelte und Vorwürfe?"

„Warum thaten Sie's, was ging es Sie an?" höhnte der Alte. „Ich hatte ihn jedesmal in der Tasche und immer, wenn das sentimentale Gewissen losbrach, drückte ich ihn tiefer hinein. Heut' merkte ich aber, daß die Tasche zerrissen ist, da könnte er in's Unterfutter rutschen, das will ich nicht, auch habe ich im Whist gewonnen, da mag denn Gnade vor Recht ergehen. Da! Lesen Sie, freuen Sie sich Ihres Schützlings. Auf den Hund gekommen ist er, auf den Hund. Das ist sein ganzer Erfolg, den er mittheilt."

Frau Erichson sah ihn erschrocken an.

„Reinecke Fuchs!" sagte Wagnitz, über die affektirte Niedergeschlagenheit in des Alten Miene lachend, durch die überall der Schelm hervorblitzte.

„Ach so," lachte Frau Erichson, Leonards Meinung verstehend, „ich glaube Ihnen kein Wort, den Brief, den Brief!"

Sie nahm ihm denselben aus der Hand.

„Das roth Angestrichene lesen Sie nicht," warnte er.

„Gut, Krankenberichte wahrscheinlich" —

„Nein, Gefühlspaukerei," berichtigte er, „Dankbarkeit, Liebe, der Junge ist kindisch. Ich recommandir' mich, adieu, Herr Baron, und Du kleines, krampfstillendes Gewächs, bist Du noch böse, he?"

Er bückte sich zu Camilla hinab. Es kam ihm sehr unerwartet, daß sie, vom Versöhnungseifer getrieben, die Aermchen um seinen Hals schlang und ihn küßte. Er machte sich energisch, wenn auch nicht unfreundlich los.

„Närrisches Ding!" brummte er; es klang aber ein Ton durch das Brummen hindurch, das einem erstickten Seufzer gleichkam.

„Schade um die unschuldigen Kinderlippen, sie werden's auch schon lernen, ihren Schmelz mit unwahren Worten und falschen Küssen zu verderben."

„Lernen, von wem?" fragte Frau Erichson.

„Von ihrem bösen Engel, der die Schwächen der Erzieher zu seinem Nutzen ausspäht und selbst der besten Erziehung hohnlachend trotzt," entgegnete der Doktor und empfahl sich.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

„Da sitzen sie richtig wieder beisammen, die beiden Inséparables!“ rief Valerie eines Nachmittags, zu den Geschwistern in's Zimmer tretend. „Was Ihr für ein Leben führt und wie Ihr Euch in Regelmäßigkeit einspinnt, wie ein paar alte Junggesellen, nicht wie fröhliche junge Leute. Herunter kommen sollt Ihr. Ich habe für Euch alle meine Freundinnen abgeschafft und will nicht allein sein.“

„Lassen sich die so an- und abschaffen?“ fragte Eckard lachend.

„Für Euch, ja,“ entgegnete sie in derselben heitern Weise.

„Und wir, für wen werden wir abgeschafft?“ fragte er neckend.

„Ihr? — Ja, ich weiß noch nichts Besseres, es mit Euch zu vertauschen,“ entgegnete sie scherzend, aber mit einem warmen Blick auf Beide.

„So lange muß man also tauschen, bis man das Beste hat?“ fuhr Eckard lachend fort.

„Oder suchen,“ meinte Hedwig.

„Nein, finden,“ entschied sie.

„Finden, ohne zu suchen, das passirt nur Glückskindern,“ meinte Eckard.

„Nun, und kann ich denn nicht eins sein?“ fragte sie herausfordernd.

„Gott gebe es,“ sagte Eckard, plötzlich ernst werdend.

„Eckard ich glaube, ich bin eins,“ versicherte sie, nun auch mit einem Anflug von Ernst. „Wenn ich nur das eiserne Gelände dort ansehe und das Straßenpflaster unten und Dich, dann weiß ich, daß ich eins bin.“

O, wie schlug ihm das Herz, als sie das sagte und ihn so unschuldig und unbefangen und lebensfroh mit den lachenden, strahlenden Augen dazu anblickte!

„Was treibt Ihr aber hier eigentlich?“ fuhr sie, von dem Gegenstand ablenkend, fort. „Herr Gott, was hast Du für Folianten vor Dir?“ setzte sie erstaunt hinzu. „Liest Du vor, noch dazu Geschriebenes, selbst Geschriebenes?“

Eckard hatte schon sein Manuscript zusammengepackt und verschlossen.

„Du brauchst es nicht so sorgsam wegzuräumen,“ fuhr sie fort, „ich bin nicht neugierig — und schweigen

kann ich auch," setzte sie halb und halb gekränkt hinzu. „Sage mir doch, schreibst Du einen Roman?"

„Liebe Valerie, frage mich nicht," bat er.

„Hedwig weiß es doch, hast Du mehr Vertrauen zu Hedwig, als zu mir?" schmollte sie.

„Ich will Dir sagen, was es ist," entgegnete Eckard, „es ist ein Aberglaube dabei im Spiel. In den Blättern, die ich Deinen Blicken entzog, ist eine Zauberformel enthalten. Sie sollen mir einen Schatz erobern, aber der Zauber vollführt sich schweigend, so ist es in jedem Märchen. Die Feen und Zauberer geben ihre Schätze nicht umsonst. Verdient sollen sie sein, unsterbliches Glück für unsterbliche Arbeit. Ein Vorgreifen in ihr Werk und der Zauber verfliegt."

Er sah sie halb lächelnd, halb bedeutungsvoll an, er hatte unwillkürlich ihre Hand erfaßt und hielt sie mit sanftem Druck in der seinen.

Verstand sie ihn? Wußte sie um den damaligen Ausspruch ihres Vaters, sein erstes Buch für ihre Hand, gedachte sie dessen oder lag es nur an seinen räthselvollen Worten überhaupt, an der Art und Weise, wie er sprach, daß eine Rosengluth über ihr Antlitz flog? Sie zog etwas hastig ihre Hand aus der seinen.

„Ich verstehe Dich nicht," rief sie ungeduldig, „ich habe auch keine Zeit zum Rathen, aber da Ihr den Fo-

lianten fortgepackt, werdet Ihr ja wohl nun auch kommen? Ich gehe immer voran."

Sie nickte Eckard zu und verschwand.

„Hedwig," sagte dieser zur Schwester, „ich liebe sie."

„Ich habe es geahnt," entgegnete diese, „Gott mache Dich glücklich, lieber Eckard."

Eine leise Wehmuth bebte durch ihren Ton.

„Wir bleiben dennoch beisammen," sagte er, ihre Bewegung in einer Weise deutend. „Kommt alles so, wie ich es mir denke, wünsche, träume, so bleibe ich hier in dem alten, lieben Hause, das dann nur zwei Welten für mich enthalten wird. Hier oben bleibt mein Musentempel, Hedwig, Du —"

„Still, greif' dem Zauber nicht vor," unterbrach sie ihn lächelnd, „auch ich bin abergläubisch."

„Das heißt, Du glaubst nicht, daß Valerie mich liebt," sagte er im leicht gereizten Mißtrauen der Liebe.

„Doch," sagte sie.

„Was denn? Sprich aus, was Du denkst," bat er die Schwester.

„Sie ist ein liebliches Geschöpf," sagte sie, „warmherzig, gut, wahr und offen, kindlich froh, sie ist eine Blume, aber ich weiß nicht, ob sie feste Wurzeln fassen kann."

Eckard sah betroffen auf, im nächsten Augenblick lächelte er wieder.

„Dafür muß der Gärtner sorgen, daß er ihr den richtigen Grund und Boden giebt,“ sagte er zuversichtlich.

Die Geschwister gingen hinunter. Valerie empfing sie mit völliger Unbefangenheit. Verstand sie es so, sich zu beherrschen, oder haftete in ihrem beweglichen Gemüth ein Eindruck nicht lange? Ihrer Fröhlichkeit gegenüber fand auch Eckard die seine wieder, ein paar Stunden flogen dahin und es dachte noch Keiner an Aufbruch, da unterbrach die Dienerin Hedwig mitten im Vortrag eines Mendelssohn'schen Liedes, indem sie hastig die Thür aufriß und in größter Aufregung in's Zimmer rief:

„Herr Doktor, die Krankenglocke und wahr und wahrhaftig ein vornehmer Kammerdiener!“

Allgemeine Aufregung folgte dem Rufe. Valerie sprang auf und schlug jubelnd in die Hände, der Rentier nickte Eckard freundlich zu, dieser selbst konnte nicht verhindern, daß sein Herz ein wenig lauter schlug, als gewöhnlich, obgleich er sich mit leiblicher Ruhe erhob, dem Ruf der Glocke Folge zu leisten.

Läutete sie sein Glück ein?

Nach zwei Minuten kam er wieder.

„Die verwittwete Frau Staatsräthin von Bütow schickt nach mir,“ sagte er, „der alte Diener scheint ein Russe oder Pole und des Deutschen nicht sehr mächtig.

Ich kann nicht herausbekommen wer krank ist, und ebenso wenig, warum ihr Hausarzt, der Geheimerath Heinz, nicht kommen will. Ich muß aber augenblicklich gehen. Finde ich Dich hier noch wieder, Hedwig?"

„Freilich!" rief Valerie statt ihrer. „Denkst Du, wir werden bis morgen warten, ehe wir hören, was aus der Geschichte geworden ist? Ich bitte Dich, Eckard, mach' doch eine gute Kur an der Staatsräthin, eine so recht eklatant gute Kur, eine, die Dich gleich berühmt macht. Himmel, wenn sie doch eine recht ordentliche Krankheit hätte, einen Karbunkel zum Beispiel oder wie das Zeug heißt, kuriren wirst Du sie schon. Glück auf den Weg, Eckard!"

Mit diesem Geleit ging er, während die Zurückbleibenden sich in vielfachen Vermuthungen ergingen und nur das Eine von Tante Trautliebe festgestellt wurde, „daß die Frau Staatsräthin Excellenz," letzterer Titel wurde besonders betont, „eine Russin und eine angesehene Dame sei und daß sie ihren ganzen Kopf darauf verwetten wollte, von nun an würden die Patienten dem Eckard zufliegen, ja, meinen Kopf, meinen ganzen Kopf verwette ich darauf," schloß sie.

„Tante Trautliebe," sagte Valerie muthwillig und in der ihr eigenen allerliebsten Manier, die ihren kleinen gelegentlichen Impertinenzen den Stachel nahm, „Tant Trautliebe, der halbe würde auch Keinem viel helfen."

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Erwartungsvoll schritt Eckard der Wohnung der Dame zu. Sie empfing ihn schon oben an der Thür des Corridors, eine kleine, starke, alte Dame, die ihn mit einem seltsamen Kauderwelsch von schlechtem Deutsch und gebrochenem Französisch begrüßte und auf deren gutmüthigem Gesicht deutlich die Herzensangst um den Patienten zu lesen war.

„Mille grâce, monsieur le docteur, liebe Err Doktor und pardon, daß ich ihn' mach' die Müh', mais que faire, mein Geeimerathe kommt nicht, will mir nicht glaube, daß es nöthig ist, läßt mir sagen, schon undert Mal war Iwan nach ihm geschickt. Undert Mal! Oechstens drei Mal, daß ich ma chêre petite für krank gealten und daß ihr nichts fehlte. Oh mais cette fois je ne me trompe pas. Elle a cassée la jambe, sûrement elle l'a cassée und wer ist schuld, ce maudit Boncoeur, meinen gut Geeimerathe sein hungeschickt

Unt lauft da auf die Straß' mein Klein an, daß sie gleich über und über purzelt und vor todt liegen bleibt, vor todt, und wimmert so, oh so sehr wimmert sie. — So bringt sie mir, Iwan! ich schick ihn gleich zu mein Geeimrathe, mais pensez, il ne vient pas, il le refuse, quoique son Boncoeur a causé le malheur. Iwan, sag' ich, lauf, stürz' zu die erst best' von die Doktors, sie werden nicht all so art sein, als mein Geeimrathe und wenn, lieber sag' nicht, daß er kommen soll zu einem Unt, obgleich, au fond, ist es nicht ganz gleich, ob zwei, ob vier Bein, Gott hat geschafft auch die vierfüßig Creatur."

So schwatzte die alte Dame auf Eckard ein, während sie ihn in's Empfangszimmer führte, ein kleines, mit nur mäßigem Comfort ausgestattetes Zimmer, das nichtsdestoweniger einen behaglichen Eindruck machte und weniger nach knapper Sparsamkeit, als nach einem mangelnden Sinn für unnützen Luxus aussah.

Wie hoch seine Erwartungen gespannt gewesen waren, merkte Eckard erst an dem Niederschlag, den er erfuhr. Also zu einem Hunde, den der Leibarzt der Dame zu kuriren verschmähte, zu dem war er gerufen worden. Eine empfindliche Zumuthung für einen Anfänger! Ein Gefühl von Mißbehagen wollte ihn beschleichen, wurde aber augenblicklich bekämpft, als er in das bittend auf

ihn gerichtete Gesicht der Dame sah. Es war unmöglich, harmloser auszusehen und in liebenswürdigerer Herzenseinfalt ein Ansinnen an Jemand zu stellen, das unter den obwaltenden Verhältnissen fast einer Persiflage gleich kam. Der Natürlichkeit der alten Excellenz gegenüber fand auch Eckard die seine wieder und damit die einzig richtige Auffassuug.

„Gott hat geschafft alle Creatur," wiederholte er sich in Gedanken, und setzte hinzu, „eine soll der andern helfen, gleichviel ob Thier, ob Mensch. Er bat, ihn zum Patienten zu führen. Dieser, der beliebten Race der Affenpintscher angehörend und von unnatürlicher Wohlbeleibtheit, wie alle Damenhunde, begrüßte ihn mit Zähnefletschen und Knurren und entsprach im Augenblick durch seine Stimmung wenig den Liebesblicken und Zärtlichkeitsäußerungen der alten Dame, die reich über den vierfüßigen Liebling ausströmten. Das Bein war übrigens nicht gebrochen, sondern nur verrenkt, Eckard renkte es mit leichter Mühe ein und das Thierchen, mit richtigem Verständuiß für die ihm trotz der Schmerzen erzeigte Wohlthat, hörte auf zu knurren und leckte ihm dankbar die Hand.

„Ah! Wie sie dankbar ist, meine Finette, elle vous baise la main, die And, die ihr gethan weh, die küßt sie, sie wedelt, ach, gibt es noch eine so gute, liebens-

würdige Thiere und wie treu und wie gut. Zupf' Sie mich mal am Aermel, dann wird Sie sehn."

Eckard zögerte, dieser Aufforderung zu folgen, die ihm doch gar zu wenig mit der Ehrerbietung übereinstimmte, die er der alten, vornehmen Dame schuldig zu sein glaubte, aber Frau von Bütow wiederholte ihr: „Zupf' Sie, zupf' Sie!" so dringend, daß er einen schüchternen Versuch dazu machte, aber augenblicklich für diese Kühnheit durch ein wüthendes Zufahren des Hundes nach seiner Hand bestraft wurde. Daß es ernstlich gemeint, bewies das aus Eckard's Rockärmel herausgerissene Stück Tuch.

„Assez, assez," sagte die Dame, „sie ist noch krank, das regt ihr auf, wenn wir ihr ärgern, nicht wahr? Das ist nicht gut für sie?"

„Für meinen Rock auch nicht," dachte Eckard und stimmte der Meinung der Frau von Bütow zu.

Jetzt erst gewahrte sie den von Finette angerichteten Schaden. Sie widmete ihm ein freundliches Bedauern.

„Ach sieh, was du gethan hast, du böse Unt. Pardon, monsieur, ich off', der Schaden läßt sich repariren, ich bitt', schick sie den Rock an mein Iwan, er wird's machen."

Sie faßte nach Eckard's Aermel und betrachtete den Riß genauer. Er versicherte, daß es nichts zu sagen hätte.

„O, wo wird doch nicht! Ein neu Rock ist nicht so schnell angeschafft. Das dauert lang', eh' man so viel zusammen at," meinte Frau von Bütow. „Aber sehen Sie!" rief sie auf einmal entzückt aus, „was für scharf Zähne meine Unt at. Dorch und dorch! Ein superb Gebiß, voyez!" Sie riß dem Affenpintscher das Maul auf und zeigte Eckard die zwei Reihen scharfer, spitzer Zähne, mit denen eine noch nähere Bekanntschaft zu machen ihn durchaus nicht gelüstete.

„Sie abe auch ein Unt, nicht?" fragte die Staatsräthin und ließ das Haupt ihres Lieblings auf das Kissen zurücksinken, auf dem er lag.

Eckard verneinte.

„Kein Unt!" rief Frau von Bütow im höchsten Erstaunen. „O, Sie soll aben sowie Finett Junge at, das schönste soll Sie aben."

Eckard dankte lachend.

„Sie lieb Unte nicht?" fragte sie erstaunt.

„O ja," sagte Eckard, „aber vorläufig habe ich noch nicht so viel erwerben können, für meine Person davon zu leben, das hieße einen unnützen Kostgänger auf Kosten Anderer halten."

„Sehr respektabel, wenn Sie so denken," lobte ihn die Staatsräthin, „da ab Sie sehr recht, es ist kein große Luxus, so eine petite créature, eine sehr kleine Luxus

und eine sehr sehr große Freud', aber erst die Nothwendigkeit, dann le plaisir. Das gefällt mir von Ihnen, monsieur."

Das Lob kam so unverkünstelt heraus, daß Eckard wohlthuend davon berührt wurde. Instinctiv äußerte er seine Dankbarkeit in der, der Auffassung der Dame entsprechendsten Weise. Er streichelte Finette, die erst leise knurrte, dann aber die sanfte Berührung gnädig zuließ und zuletzt, ihm vollständig das Recht zu der Liebkosung zuerkennend, erst langsam, dann immer rascher zu wedeln begann. Die Staatsräthin bemerkte es mit dem höchsten Vergnügen.

„Sie müssen ein gut Mensch sein, Finett liebt Sie schon und Finett irrt sich nicht," versicherte sie, „wie heißen Sie?"

„Leonardi," sagte Eckard.

„Und wo ist Ihr Wohnung?"

Eckard gab den verlangten Bescheid.

„Ach, das alt Aus, das dem Rentier Erzberg gehört? Ah, ich ätt' nicht gedacht, daß er an jung Leut vermiethet."

Eckard erzählte den Zusammenhang, die Staatsräthin hörte freundlich zu.

„Das ist aber ein unbequem wohnen für ein Arzt, sehr unbequem, so ein paar Stuben unten und ein paar hoch oben."

„Ich will's nie besser haben," meinte Eckard.

Die Alte nickte freundlich.

„O," sagte sie, „wer bescheiden ist, dem werden die Erwartungen übertroffen, nur wer immer aben, aben, aben will, die ab nie genug, jamais assez.

„Und Ihr Schwester erwirbt sich ihr Lebensunterhalt selbst, oh, die höchst Ehr für sie und eine Schand für so Viele, die mit groß weitoffne Augen nicht ein Stück Brod zu finden wiss vor ihr noch viel größer Mund. Ich acht die Arbeit und die arbeitsame Leut sehr. Ah, je voudrais bien faire la connaissance de votre soeur. Sie muß mich besucht et vous aussi, monsieur, besuch Sie mich, wer solche Schwester at, ist ein guter Mensch. Ich, ich ab Menschenkenntniß und Finett wedelt keinen schlechten Menschen zu."

„Aber sie hat mich doch beinahe gebissen, thut sie das auch mit Denen, die sie für gut hält?" fragte Eckard lachend.

„Ecoutez," erklärte die Staatsräthin, „ob gut ob bös, wer mich anrührt, ist ihr Feind. Darin sind ihre sentiments ganz radical, da könnt ein Engel vom Immel kommen, sie läßt ihn nicht passir, ganz exclusiv und ganz blind, tel est l'amour d'un chien muß Sie wisse, da ist auch nicht ein Stellchen in ihr Erz, wo ich nicht zuerst komm, immer zuerst und immer die Best. Kein

Menschenerz ist so voll von ein Bild, da sind immer viel durcheinander und keiner ist der Err par excellence. So zersplittern sich die sentiments, Keiner at sie alle ausschließlich. Und wisse Sie, woher das kommt? Sehn Sie, wir mach uns unter einander irr. Wir kenn die Eigenschaft am Menschen und jen und ein ist gut und die ander nicht, und die ein lieb wir und die ander könn wir nicht leiden. Dann sehe wir einmal gut aus, einmal bös, einmal übsch, ein andermal nicht, da ist immer eine différence zu machen, die auf unser Gefühl wirkt. Von all das weiß der Unt nichts, absolument rien. Der kennt seinen Errn nicht am Gesicht und nicht an die Stimm und die Eigenschaften gehn ihn nichts an, der kennt ihn einzig am Geruch und über nichts anders hat er ein Urtheil. Ah, ce maudit jugement, sehn Sie, die ist ein große Gefahr für die Liebe und der Gehorsam bracht entzwei an diese Klipp!"

Diese Wendung überraschte Eckard. Sie enthielt viel Wahres, das mußte er zugestehen, obgleich das Resultat, das er daraus gewann, ein anderes war, als das der Dame.

„Freilich," sagte er, „ist das Urtheil zuweilen der Tod der Liebe, aber damit ist nicht gesagt, daß urtheilslose Liebe allein die Treue bedingt. Der Hund folgt seinem Instinkt und wir beglaubigen die Echtheit des

unsern, indem der Zug des Herzens stärker ist, denn das Urtheil des messenden, richtenden Verstandes."

„L'esprit de l'homme et le coeur du chien, c'est ça," entschied die Dame.

Eckard erhob sich, um zu gehen.

„Woll Sie morgen wiederkomme nach ihr zu sehn?" fragte die Staatsräthin, auf Finette deutend.

„Wenn Sie befehlen, aber es wird nicht nöthig sein, der Fuß ist ganz gesund."

„Ja, Sie ab gut und gründlich geolfen, ich möcht Sie wohl zum Doktor für mein Finett aben," sagte die Staatsräthin und sah ihn auffordernd an, „es ist wohl zu viel, zwei Arzt für ein Aus, mais que faire, wenn der eine zu vornehm ist, zu ein Unt zu komme. Monsieur, „die alte Frau machte ein unbeschreiblich liebliches Gesicht, so wie ein Kind, das auch im Gefühl, eine unbescheidene Bitte auszusprechen, alle im Voraus empfundene Herzensdankbarkeit in seine Miene legt, „monsieur, könnten Sie nicht werden le docteur von mein Finett? Ich alt mein Unt nicht für schlechter, als mich selber."

Diese Zumuthung, obgleich sie in einer Weise gestellt wurde, die nicht übel zu nehmen oder mißzuverstehen war, konnte dennoch unmöglich angenommen werden. Eckard fühlte zu gut das Ridicül, das für ihn in

der Annahme gelegen hätte. Eine beginnende Laufbahn verträgt Alles eher, als den Schein des Lächerlichen. Er setzte das der Staatsräthin offen auseinander.

„Als der Hausarzt Ihrer Excellenz,“ schloß er in sehr artigem, aber ebenso entschiedenem Ton, „würde ich meinen Rath nach keiner Richtung hin versagen, aber,“ er lächelte, „Finettens eigens angestellter Leibarzt kann ich nicht werden.“

„Nun, dann kann mein alter Geeimerathe gehn und Sie sollen meine Leibarzte werden,“ rief Frau von Bütow lebhaft aus.

„O nein,“ wehrte Eckard die Zumuthung noch entschieden ab, „nein, nein, lassen Sie mich nicht den alten würdigen Herrn verdrängen. Er ist ein bewährter Arzt, ich bin erst ein Anfänger. Es käme wie die Benutzung einer Schwäche heraus, würde ich aus den vorliegenden Gründen an seine Stelle gesetzt. Und würde es der festeste Grundstein zu meiner künftigen Existenz, ich möchte sie nicht auf einem solchen erbauen.“

Die Staatsräthin sah ihn erst mit großen Augen an, dann aber verstand sie doch wohl seine eigentliche Meinung und obgleich sich ihre Stirn etwas kräuselte, als ihm das Wort „Schwäche“ entfuhr, nickte sie ihm, als er zu Ende war, ganz freundlich zu.

„Ich versteh, ich versteh," sagte sie, „mais hélas, je le regrette. A quois bon ma bonne santé, wenn mein Finett kein Doktor hat! Le pauvre animal, der alte Geeimerathe! Und er ist doch eine schlechte Mensche, car c'est son maudit Boncoeur, qui a maltraité ma pauvre Finette!"

Mit diesem naiven Beweis für den Ursprung der Quellen, aus denen sie ihre Menschenkenntniß schöpfte, reichte sie Eckard Abschied nehmend die Hand.

„Nun gut, so komm Sie als Freund, wenn Sie nicht will als Doktor kommen und bring Sie mir Ihr respektabel Schwester mit," sagte die alte Dame in einem zwar sehr herzlichen, aber doch halb und halb gebietenden Ton. „Voyez, Finett ladet Sie auch ein, voyez, wie sie wedelt mit die Schwanze, cette bonne petite drôle."

In bestem Humor trotz der erfahrenen kleinen Täuschung kehrte Eckard von dem Besuch bei der Dame zurück. Er war ganz entzückt von der harmlosen alten Frau, von ihrer kindlichen Einfalt, ihrem wohlwollenden Wesen und der überall durch ihre drolligen Vorurtheile hervorblickenden Menschenliebe. Er schilderte sie demgemäß.

„Ein prächtiger Charakter für einen Roman," sagte der Rentier, „da ließe sich eine hübsche Geschichte an

knüpfen. Die Art der Bekanntschaft ist ganz originell. Der Hund müßte anstatt Finette Fortuna heißen und durch irgend eine Wendung, die ich nicht weiß, die aber der Dichter bald finden könnte, das Glück des jungen Menschen machen, der durch ihn bei der Dame eingeführt wurde.

Er sah Eckard auffordernd an.

„Eckards Glück," sagte Valerie beinahe piquirt, „braucht durch keinen Hund gemacht zu werden. Er wird es sich schon selbst machen. Ach, mich ärgerts, daß die Staatsräthin nicht selber krank war und Du sie nicht heilen konntest. Denke Dir, wenn es geheißen hätte: Alle Aerzte sind vergeblich gerufen, keiner hat die Krankheit richtig erkannt, bis der junge Doktor Leonardi kam, der fing's gleich beim rechten Ende an. Eine wahre Wunderkur hat er gemacht. Die Frau war aufgegeben, er stellte sie in Kurzem her. Und nun wären Dir von allen Seiten die Patienten zugeflogen, das heißt ihr Zutrauen, ach, ich hatte es mir schon so hübsch gedacht, sie schickten schon von London und Paris nach Dir!"

Eckard lachte und war doch gerührt, „Dein Zutrauen beglückt mich, Valerie," sagte er.

„Was hilft es Dir, ich bin nicht krank," entgegnete sie, „und habe keine Aussicht, es zu werden. Wenn ich aber einmal krank werden sollte, Vater, Du läßt mir

keinen andern Doktor rufen, als den Herrn Doktor Leonardi. Ich habe zu keinem andern Zutrauen, wenn ich noch so hoffnungslos bin, er wird mich schon herstellen."

„Was sagst Du, bin ich ihrer sicher?" fragte Eckard seine Schwester, als er an dem Abend mit einem Gutenachtgruß von ihr schied. „Woher das Zutrauen, das auf keine Erfahrung gebaute, das Zutrauen, das Liebe zum Glauben erhob? Ach, Hedwig, Du hörst sie nur, Du hast den treufesten Blick nicht gesehen, mit dem sie ihr Zutrauen zu mir erklärte. Sie liebt mich, kein Zweifel kommt in meine Seele. Hedwig, wie nennst Du ihr Gefühl, wenn es nicht Liebe ist?"

„Enthusiasmus," sagte sie ernst.

„Das ist der Schaum auf den Wogen der Liebe, der allerdings zerfließt, was ist an dem gelegen!" meinte Eckard zuversichtlich.

Am nächsten Morgen erhielt er nebst einem ebenso originellen wie freundlichen Briefe der Staatsräthin das Honorar für die erwiesene Hülfe; drei Dukaten für den einen Besuch bei dem kranken Hunde. Seine erste Empfindung war, es der Dame zurückzuschicken; als er ihren Brief gelesen, besann er sich eines Anderen.

Es war weder eitle Prahlerei, herabsetzender Uebermuth, noch entsprang es der Unbekanntschaft mit dem

Werth des Geldes, daß sie seinen geringen Dienst so über die Gebühr honorirte.

Was sie bezweckte, sagten die Schlußzeilen des Briefes und das kam wieder so originell, so menschlich gut und freundlich heraus, daß er nicht das Herz hatte, auch nur in Gedanken noch eine Einwendung zu machen.

Die Dame schrieb:

„Mein Finett hat geschlaft gut und befindt sich wohl. Ich hab ihr gekühlt der Fuße, wie monsieur verordnet und sie tritt nicht auf die kranke Fuße auf, aber sie läuft auf drei Bein so schön, so schön, als wenn sie nie mehr geabt. Mein Finett kann nicht sagen: dank schön, aber sie verläßt sich auf mir. Ich dank tausendmal für mein Person und tausendmal in Namen von Finett. Jeder kann annehmen Dank, der aus die Herze kommt, setzt kein Person herab, solch' eine Gabe, je mehr Dank, je mehr Freud. Muß aber ein Doktor können leb von solchen Dank. Kommt sein Leben zu gut die Kranken, müssen sie sorgen, daß er kann leben gut. Monsieur, ich taxir Finettes Dank sehr gering, wenn ich so tausend Stück davon auf drei Dukaten schätz. Den meinen taxir ich gar nicht. For meine Person bleib ich Ihr dankbar Schuldnerin. Nach was Sie mir gesagt, ab Sie noch kein ander als Armenpraxis, hélas, ich bin auch nicht reich, wie Sie werd ab gesehn an mein schlecht

Möbels und mein einfach Kleid, die größt Reichthum von Mensch und Thier ist die Gesundheit und um die darf man nicht ding, wie ein Geizhals um Strümpf und Schuh, was er sich kauft. Sie ab mir gethan viel Gutes, liebe junge Freunte, ach, laß Sie mir auch Gutes thun an Sie.

Ihre dankbare Schuldnerin

Eleonore von Bütow,

geb. von Osorow."

Diesen Brief legte Eckard in den seinen an den Onkel ein, dem er eine getreue Schilderung des Vorgefallenen machte. Der Onkel schrieb ihm zurück:

„Ich gratulire zum Handgeld! Deine Russin scheint eine alte Närrin zu sein, aber eine gutartige. Es ist ein Glück, daß es Narren gibt, denn wovon sollten sonst die vernünftigen Menschen leben. Hättest immer Leibarzt bei dem Leibhunde Ihrer Excellenz werden und den neuen Titel auf Dein Schild schreiben lassen sollen. Wäre ein guter Spaß gewesen und hätte das Publikum auf den originellen Kerl von jungem Doktor aufmerksam gemacht. Sich erst hinstellen, daß man gesehen wird und dann sorgen, daß die Leute was Gutes sehen. Muß aber Jeder auf seine Façon selig werden, wie der alte Fritz sagt, muß auch Jeder auf seine Façon durch die Welt zu kommen suchen. Guter Rath ist das über=

flüssigste Kraut von der Welt, es hält es Jeder in seinem Garten für Unkraut und wirft es über die Mauer in den des Nachbars, wo es, wie er sich dann einbildet, Früchte tragen muß. Ich will Dich also nicht incommodiren mit meinem überflüssigen Unkraut. Mit drei Dukaten ist ein eingerenktes Hundebein anständig bezahlt, es ist aber keine regelmäßige Einnahme, denn die Bestien haben dauerhafte Beine. Es ist weiter nichts als ein Glücksfall und auf Glücksfälle verlaß Dich nicht. Die sind extraordinär wie die Unglücksfälle und Nutzen und Schaden liegen immer in der Mitte. Moral: Rechne nicht auf zerbrochene Hundebeine, aber steck' die drei Dukaten mit Dank ein."

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Eckard war nicht wenig enttäuscht, als er, sein Manuscript und die Empfehlungskarte Fridolin Bolz's in der Tasche, Herrn Biedermann aufsuchend, von diesem erfahren mußte, daß er gerade jetzt sein Verlagsgeschäft aufgegeben und daß er selbst sich zur Ruhe gesetzt habe, während sein Sohn die Buchhandlung, aber nur diese, fortführe.

Dem alten freundlichen Mann entging Eckards niedergeschlagene Miene nicht. Er klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

„Die erste Enttäuschung wahrscheinlich, der dritten und vierten werden sie schon ruhiger entgegensehen und sie werden Ihnen nicht fehlen, wenn Sie nicht ein besonderes Glückskind sind und mit Ihrer Arbeit, vorausgesetzt, daß diese ihren Werth hat, gleich vor die rechte Schmiede kommen."

„Für ein besonderes Glückskind hielt ich mich auch," sagte Eckard, „seine Niedergeschlagenheit abschüttelnd und Herrn Biedermann mit offenem Zutrauen ansehend, als diese Karte, er deutete auf Fridolins Empfehlung, mir so unerwartet den Weg zu bahnen und mich vor die rechte Schmiede zu führen schien."

„Nun, wir wollen sehen, ob sie nicht doch noch ihre Dienste thut," meinte der Buchhändler, die Karte nochmals lächelnd überlesend und sie dann bei Seite legend, „ich muß nur eine Art Garantie für den haben, der den Zauber benutzen will, ehe ich meinerseits den Paß visire und Sie damit nach der Residenz an meinen Schwiegersohn Heilsberg dirigire."

Eckard sah überrascht auf, sein Gesicht wurde hell, ein dankbarer Blick traf den alten Mann, dieser sagte:

„Schreiben Sie dreibändige Romane," rathe ich Ihnen, „die gehen am besten. Das ist etwas für die Leihbibliotheken —, oder kleine poetische, allegorische Geschichten für ein dünnleibiges Bändchen auf den Weihnachtstisch; in eine der neuen Anilinfarben gebunden, mit Goldschnitt, lockt es die Käufer an. Es ist ein höchst bequemes und billiges Geschenk und ein guter Artikel im Buchhandel. Außerdem gehen noch Broschüren" — er unterbrach sich lachend und fuhr in gänzlich veränderter

Weise fort: „Ja und außerdem geht noch Bildung, Geschmack, Originalität, geht Poesie und Gelehrsamkeit im Buchhandel und findet seine Verbreiter und sein Publikum und ich würde Jedem, der es mit einem dieser Dinge ernst und mit dem sie es gut meinen, rathen, sich an Heilsberg und Compagnie in der Residenz zu wenden. Ehe ich meinem Rath aber thatsächliche Unterstützung folgen lassen kann, nehmen Sie Ihr Manuscript zur Hand und lesen Sie mir irgend etwas daraus vor, das, was Sie für das Beste halten, dann habe ich gleich einen Beleg für Ihre Geistes- und Geschmacksrichtung. Ich will Sie nicht kritisiren, fuhr er in fast entschuldigendem Tone fort, ich maße es mir nicht an, Sie ent- oder ermuthigen zu wollen, ich will nur von meinem Standpunkt aus wissen, ob ich Sie meinem Schwiegersohn empfehlen kann."

Eckard ließ sich die Aufforderung nicht zweimal sagen. Bei aller Bescheidenheit der Selbstbeurtheilung fehlte es ihm doch nicht an dem Selbstgefühl, das ein gewissenhaftes, ernstes Streben nach hohem Ziel unwillkürlich der Seele verleiht. Er setzte seine besten Kräfte an seine Arbeit, dessen war er sich bewußt und darauf fußte sein Selbstgefühl, das, fern davon, ihn zu eitler Ueberschätzung zu treiben, ihm nur einfach Vertrauen in sich selber einflößte und ihn da, wo er Verständniß zu

finden hoffte, Verständniß, das durchaus nicht unbedingtes Lob in sich schließt, ruhig der Kritik entgegen sehen ließ.

In diesem Sinn folgte er bereitwillig der Aufforderung Herrn Biedermann's, eine kleine Erzählung aus dem Novellenkranz wählend, die er, des Stoffes wegen, jedenfalls für die beste hielt und zugleich Ton und Farbe des Ganzen angab.

Herr Biedermann hörte aufmerksam zu. Er sagte kein Wort des Lobes oder Tadels, als Eckard geendet, was im Allgemeinen das Schlimmste ist, was einem Autor beim Vortrag seines eigenen Werkes passiren kann; aber der warme Händedruck, der statt des Urtheils erfolgte, sagte mehr als Lob oder Tadel. Auch folgte keineswegs eine niederdrückende Pause, sondern Herr Biedermann nahm die Karte seines Freundes und überlas nochmals, und zwar laut, die darauf enthaltenen Worte:

„Durch Vermittlung Fridolin Bolze's
Hiermit ein Stückchen grünen Holzes,
Aufgegriffen im Reisewagen,
Weiß nicht, ob Früchte der Baum kann tragen."

Dann schrieb er auf die Rückseite:

„Grün ist das Holz,
Sagt Fridolin Bolz,
Doch daß es Früchte tragen kann,
Bescheinigt hiermit Biedermann."

Lachend gab er Eckard die Karte, ermahnte ihn aber

nochmals, nichts zu übereilen und wo möglich selbst nach der Hauptstadt zu gehen, sich persönlich Herrn Heilsberg vorzustellen, von welcher Bekanntschaft er beiden Theilen Vortheil verhieß.

Mit dankerfülltem Herzen verließ ihn Eckard. Der erste Fußbreit Boden war gewonnen, mit fröhlicher Zuversicht gedachte er des Weiterschreitens. Da rollte der Wagen des Geheimerathes Heinz an ihm vorüber; der alte Herr erblickte ihn, ließ halten und winkte ihn heran.

„Fahren Sie eine Straße mit mir, ich habe ein Anliegen an Sie," bat er ihn. Eckard stieg ein.

„Ich war bei Ihnen und fand Sie nicht," begann der Geheimerath, „ich wollte Sie um eine Gefälligkeit bitten. Ich muß für einige Wochen verreisen. Wollen Sie mich, wenn es nöthig ist, bei meinen Patienten vertreten? Darf ich diesen ihre Adresse geben? Ein ernster Fall liegt im Augenblick nicht vor, man wird Sie nicht viel incommodiren."

„O, ich wünschte man thäte es," entgegnete Eckard unwillkürlich.

Der Geheimerath lächelte. Die Offenheit Eckard's gefiel ihm. Noch besser hatte es ihm gefallen, daß er der Frau von Bütow Anerbieten, ihn an seiner, Heinze's Stelle zum Hausarzt zu machen, was ihm Jene in ihrer Geschwätzigkeit verrathen, nicht angenommen hatte. So

war es ein Anflug von Erkenntlichkeit, der sein Auge auf Eckard lenkte, als er einen Vertreter brauchte; er wollte so dazu beitragen, den jungen Mann bekannter zu machen. Ihm selber konnte es weiter nicht schaden, er ging darin sicher. Frau v. Bütow's Vorliebe für le cher jeune docteur, cet aimable monsieur Leonardi mit seiner touchante Vorsorge für Unte, führte er nicht in Versuchung. Dieser, die, auch wenn sie gesund war, regelmäßige Besuche verlangte, hatte er bereits einen seiner jüngeren Kollegen geschickt, von dem er genau wußte, daß er Hunde nicht leiden konnte.

„Einen meiner Patienten empfehle ich Ihrer besondern Sorgfalt und werde Sie bitten, auch ohne besondere Aufforderung dort hinzugehen," fuhr der Geheimerath fort. „Ich habe Ihren Besuch bereits dort angesagt. Es ist ein kleiner lahmer Knabe, Skropheln wahrscheinlich, der Sohn des Stadtschreibers Richter, Enggasse No. 6. Ich fürchte, es ist da nicht viel zu machen. Die Leute haben nicht Zeit, sich der Pflege sehr zu widmen, auch fehlt es manchmal am Besten. Sie werden finden, er nimmt Bäder, ich glaube aber nicht, daß es in gehöriger Weise geschieht. Wer kann's beaufsichtigen! Ich kann also darauf rechnen?"

Eckard versicherte seine Bereitwilligkeit, und der Geheimerath setzte ihn vor der Thür seiner Wohnung ab.

Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er Frau von Bütow bei seiner Schwester fand. Die Alte hatte die mühsamen achtzig Stufen erstiegen, sich das Glück in der Mansarde zu besehen. Wie sie sagte, hatte sie ihre alte neugierige Nase in jeden Topf gesteckt und Alles à merveille gefunden.

„Sie sind glückliche Menschen, sehr glückliche Menschen," versicherte sie ein übers andere Mal.

Sie wiederholte ihre Bitte, daß die Geschwister sie besuchen sollten und war empört als sie vernahm, daß der Geheimerath Heinz Eckard zu seinem Stellvertreter erwählt und ihr doch einen Andern zugewiesen hatte.

„Das ist blos Aß auf mein Finett, nichts als Aß vor das arme kleine Thiere," rief sie ärgerlich. „Schickt mir da den ersten besten méchant homme; oui, un méchant homme! Va-t-en, Du Köter," sagte er; „ja, c'est ce qu'il a dit, nicht vor mein Ohr aber inter meine Rücken. Pourtant je l'ai entendu. Köter! quel mot barbare, und Augen at er gemacht, hals sie ihm in die Beine fuhr, oh mon dieu, mon dieu, quels yeux! Ma pauvre Finette at sich ja nichts Böses gedacht, aber solche Augen, so wie der Deiwel," und sie bemühte sich, Augen zu machen, wie sie sie Seiner höllischen Majestät zuschreiben mochte; es sah aber gerade so aus, als ob ein Kind ein finstres Gesicht zieht, weil ihm das Lachen,

das doch in jedem Gesichtszuge lauert, im Augenblick verboten ist. Es wurde eine höchst komische Grimasse aus dem finstern Stirnrunzeln, dem zusammengekniffenen Munde und dem vergeblich in die guten Kinderaugen hineingekünstelten Zorn. Eckard konnte sich nicht halten, er mußte lachen.

„O Sie glauben wohl, ich bin nur eine gute Alte; oh, quand je suis en colère, dann, dann, oui, alors je suis terrible. Demandez Ivan, demandez Petruschka. So wie neulich, als Petruschka mein Aekelei verräumt und mein Akelaken zerbrochen, oh, elle a fallu chercher tout le jour und den Aken, elle l'a payé, zwei Grosch at sie muß zahlen, mais bei die nächste Gelegenheit je lui ai rendue einen Gulden, oui, c'est ce que j'ai fait. Oui, oui. Ich kann auch streng sein," schloß sie diesen glänzenden Beweis für ihre Strenge.

„Ja und trotz dieser fürchterlichen Strenge scheinen die Leutchen doch alt und grau in Ihrem Dienste geworden zu sein."

„Ja, wie sich das so gewöhnt. Sie kennen mir, ich kenne ihnen, wir sind geworden mit einander alte und da machen sie zu ein Auge zu meine Fehler, und ich mach meine auch zu zu ihre Fehler, c'est ça. Da verträgt man sich schon. Sie sind aber groß, sehr große Betruger, dies Iwan und dies Petruschka."

„Betrüger!“ erwiderte Hedwig erstaunt.

„Ja, sie betrug mich alle Tage um meinen Willen,“ versicherte die Staatsräthin, „voyez, sie sind zwei und ich nur ein und sie sind Mann und Frau.“

„Mann und Frau? O, das gefällt mir,“ meinte Hedwig, „so bindet ja Jeden ein doppeltes Band an seine Herrschaft.“

„Könnt ja auch sein, ein zehnfaches, wenn sie ätt zehn Kinder,“ fuhr die Staatsräthin fort, „wär das Band mir gar zu fest, könnt mir zuschnüren die Kehle. Non, non, das paßt selten, d'avoir des serviteurs mariés. Ab auch nicht gegeben mein consentement, non, non, ab ich nicht gethan, aber ces coquins, werden Sie glauben, inter meine Rücken lassen sie sich trauen und fünf Jahr sind sie in mein Dienst vereieratheت Leut und erst, als der Jwan krank wird et tout le monde croit il va mourir, da merk' ich denn an die Kummer und die Schmerzen von mein Petruschka, daß er ist le mari de la pauvre créature. Oh, c'était bien touchante, la douleur de la pauvre personne, bien, bien touchante. Jch konnt' wirklich kein böſ' Gesicht machen und — und als er nun doch wird gesund, da war's ein fait accompli, ich konnt' ihr nicht trennen und — und fortschicken konnt ich sie auch nicht, so ab ich denn ein Ehepaar in mein Aus und bin oft der ganz geor=

same Diener von die halt verwöhnte Mensche. Bis zu mein Tod wird's wohl so bleiben und nach mein Tod werd' ich schon sorgen, daß sie auch können leben ohne mich. Ja, ja, nur meine arme Unt wird mich vermissen, mais hélas, am Ende werde ich älter als sie. Oh mon Dieu, non, ich möcht' mich an kein ander Unt gewöhnen."

Sie versank in schwermüthige Gedanken, aus denen sie sich nach einem Weilchen emporriß, sich von den Geschwistern zu verabschieden.

„Ich komm' nicht wieder," sagte sie, „ich weiß nun, wie das alles ist, wunderübsch, so einfach, so genügsam, aber Sie werden eine große Arzt werden und in die erste Etage ziehn und dann werden Sie Staat treiben, wie all' die Andren — und das Geld oui l'argent se dépensera und was in ein Jahr verdient ist, zehrt ein Monat auf." — Sie sah ihn forschend an.

Eckard schüttelte den Kopf.

„Noch wär's nicht schwer, meine Jahreseinnahme in einem Monat zu verzehren," meinte er lachend.

„Ah, Sie können werden reich, si le bon Dieu le veut, moi, je ne le sais pas, aber es kann es Jeder werden, chacun, si Dieu le veut. Que faire alors?"

Eckard erröthete, er suchte eine gewisse Beziehung in der Staatsräthin Worten, und wußte sie nicht anders

zu deuten, als indem er sie mit Valerie in Verbindung brachte. Sie sah ihn immer noch forschend an.

„Que faire alors?“ wiederholte sie.

„Wenn ich reich werde, baue ich ein Krankenhaus und habe meine eigne Klinik,“ sagte Eckard.

„Ah, c'est bon, c'est rendre à Dieu die Zinsen von das Kapital,“ lächelte die Staatsräthin, „das läßt sich ören, da ist kein Verschwendung dabei und kein Eigennutz. Ist das ein fester Plan?“

„Das kann ich nicht sagen,“ entgegnete Eckard ehrlich, „ich habe nie an Reichthum gedacht, die Klinik fiel mir nur eben so ein, weil sich daran knüpft, was jeder Arzt wünschen muß, Beschäftigung in seinem Beruf.“

„Wird schon kommen, wird schon kommen,“ tröstete ihn die Staatsräthin, „savez-vous, ich glaube nicht, daß mein alte Geeimrathe es noch lange macht. Ah, ich wünsch' ihm langes Leben, gewiß, ich wünsch' ihm nicht den Tod, mais, mais, regardez-le, das dick roth Gesichte und das kurze Als. Ah, ich möcht' wohl ein Dokter aben, der auch gut zu mein Unk ist. Adieu, mon cher ami, adieu, mein liebe Edwich. Sie kommen bald zu mir, bientôt et souvent, du moins une fois par semaine. Sonntag nicht wegen meine alte Leut', mais jeudi, oui, oui, chaque jeudi. Und dann bring Sie Note mit und sing mir was vor. J'aime

la musique passionément, mais ma pauvre Finette ne l'aime pas. Sie eult immer dazu, oh mon Dieu, wie sie eult, da müssen wir denn nicht darauf ören oder," setzte sie schüchtern hinzu, „Sie singen wohl nicht, wenn der Unt da ist?"

Hedwig lächelte.

„Ich habe noch nicht gesungen, wenn ein Hund dazu heult," entgegnete sie freundlich, „aber ich werde schon sehen, wie ich mich mit Finette einrichte."

Sie bückte sich und lockte das Thierchen an, die Staatsräthin war entzückt, daß es zu ihr ging, ohne zu knurren, ja daß es sich von ihr auf den Arm nehmen und streicheln ließ und als sie mit heller Stimme und in neckendem Ton ein Liedchen zu singen anfing und es sich behaglich auf ihrem Arm ausstreckte, ohne zu heulen, da war die alte Dame vollends ganz außer sich vor Freude.

„Ah, que c'est charmant! Elle vous aime, elle vous écoutera, oh, diese liebe, liebenswürdige Unt! Am Ende at sie nur die alt Petruschka und mich nicht wollen singen ören. Je vous assure, wann wir beid singen unsern Choral, ich kann ja ier in kein Kirch gehen, denn eult sie von Anfang bis zu End, oh, mein Unt, machst du ein Unterschied zwischen eine alt und eine junge Stimme, du kluges Thier? Also jeudi, wie ich mich freu'!"

Sie ging. Eckard geleitete sie die Treppe hinunter und hörte nicht ohne Besorgniß das keuchende Athmen der alten Frau, die auf jedem Absatz stehen blieb, um auszuruhen, aber immer versicherte, sie habe nur Asthma, sonst sei sie kerngesund und könne undert, ja undert Jahre alt werden, was aber ganz gleich für ihre Erben sei, denn sie habe nichts, gar nichts ihnen zu hinterlassen.

Ein sehr gemüthlicher Umgang entspann sich nun zwischen ihr und den Geschwistern, die regelmäßig jeden Donnerstag Abend bei ihr zubrachten und sich schon die ganze Woche darauf freuten. Hedwig sang und Finette heulte nicht dazu, oder Eckard las vor, oder die Alte erzählte von ihrem reichen, viel bewegten Leben, das sich ganz eigenthümlich in dem einfachen Gemüth der Frau wiederspiegelte.

Valerie war sehr unzufrieden mit dieser neuen Freundschaft und machte vergebliche Versuche, die Regelmäßigkeit dieser Besuche zu stören. Sie wollte die Geschwister für sich ganz allein haben und versicherte, der Donnerstag Abend sei länger, als die ganze übrige Woche. Sie war wirklich eifersüchtig und Eckard freute sich daran.

Aus den drei Wochen, die der Geheimerath hatte abwesend sein wollen, wurden sechs, aber keiner seiner zahlreichen Patienten hatte Eckard rufen lassen. Der Doktor Leonardi! Wer hatte denn von Doktor Leonardi

etwas gehört, obgleich er nun schon beinahe Jahr und Tag auf seine still uneigennützige Weise prakticirte, dagegen dankte der Stadtschreiber Richter sehr höflich dem Herrn Geheimerath, als er zurückkehrte, für seine bisherigen Besuche. Er that es, ohne Eckard vorher ein Wort davon zu sagen, und da doch Jeder das unbestrittene Recht hat, sich den Arzt zu wählen, der ihm gefällt und vor Allem, der seinen Leiden abhilft, da er Eckard inständig beschwor, doch seinen Sohn fernerhin zu behandeln, da sich Spuren von Besserung, ein Schimmer von Hoffnung zeigten, da hier also nicht eine Caprice ihn an die Stelle seines Vorgängers setzen wollte, sondern ein begründeter Anspruch an seinen Beruf erging, hielt er es für vollständig gerechtfertigt, demselben Gehör zu geben, so peinlich es ihm auch im Hinblick auf den Geheimerath war.

Es war so natürlich, daß er mehr Erfolg gehabt hatte, als jener. Solch' vornehmer, vielbegehrter Arzt, der von Haus zu Haus fährt und an einem Tage kaum herum kommt, hat nicht dem Einzelnen so viel Zeit zu widmen, wie Eckard es unbeschadet anderer Verpflichtungen hatte thun können. Die Pflege lag wirklich etwas im Argen, es fehlte überall am Besten und die kostbaren Kräuter und Essenzen, die der Geheimerath Heinz verordnet, waren mit dem besten Willen nicht herbei-

zuschaffen. Eckard vereinfachte die Cur, die neue Schule, der er angehörte, wies ohnedem darauf hin. Er vereinfachte sie, überwachte aber die Befolgung seiner Verordnungen und wo das Nöthige dazu fehlte und seine Mittel nicht reichten, auszuhelfen, da ging er den Rentier mit offener Bitte darum an. So in die Details hinein war der Geheimerath Heinz, wie gesagt, nie gegangen, das hinderte natürlich sein ausgedehnter Wirkungskreis, der noch mit jedem Jahre wuchs.

Mit großer Bescheidenheit und ebenso offen sprach Eckard sich gegen den Geheimerath aus, als dieser eine scherzende Bemerkung über den Umstand machte und bedauernd hinzufügte:

„Es wird Ihnen nur wenig einbringen, weder Renommé noch sonst etwas. Der Knabe ist unheilbar, auch Ihre neue Methode wird's nicht thun, mein junger Freund, und je eher Sie zu den vorigen Mitteln zurückkehren, um so besser."

Er sagte das Alles in sehr wohlwollendem Ton und Eckard hatte kein Arg dabei, aber als zufällig zu derselben Zeit die Stelle eines Unterarztes am städtischen Krankenhause frei wurde, über die der Geheimerath Heinz zu disponiren und sie Eckard früher halb und halb versprochen hatte, bekam sie statt seiner der junge Mann,

der die Hunde nicht leiden konnte und den Geheimerath bei der Staatsräthin vertreten hatte.

„Hundeneid, Brodneid! Da ist nur der eine Unterschied, daß der thierische Instinkt ihn knurrend zeigt und die Civilisation ihn lächelnd verhüllt.“

Um diese Zeit ging Eckard seinen Novellenkranz noch einmal durch, aber er änderte nichts, wenigstens nichts an dem leitenden Gedanken. Die Sterne hatten in seiner hellen Seele nichts von ihrem hehren, himmlischen Glanz verloren, obgleich die leuchtenden Funken, die zur Erde sanken, auch manchmal eine Stelle trafen, wo irdische Eigenliebe im Dunkeln ihr zerrissenes Gewand mit den unsaubern Lappen kleinlicher Rache ausbessert.

Er dachte jetzt ernstlich an seine Reise, aber der Zeitpunkt nahte wieder heran, zu dem alljährlich der Rentier mit seinem kleinen Haushalt nach dem Landhaus an der See übersiedelte und Hedwig redete dem Bruder zu, die Reise noch so lange hinauszuschieben.

„Dann bist Du aber ganz allein, liebe Hedwig,“ wendete er ein.

Sie lächelte ihn schelmisch an.

„Meinst Du, Valerie besuchte mich viel, als Du nicht hier warst?“ fragte sie neckend.

Achtunddreißigstes Kapitel.

„Mutter, schaff' mir eine Frau!" sagte Leopold von Favern, vor der Mutter stehend, gähnend und sich reckend, als sei das Leben eine so schwere Arbeit, daß jeder müssige Augenblick benutzt werden müsse, der Müdigkeit Ausdruck zu geben und zugleich die Spannkraft des Körpers durch die gymnastische Bewegung des Reckens wieder einigermaßen herzustellen.

„Schaff' mir eine Frau!" wiederholte er und warf sich auf's Sopha, wobei ein halbes Dutzend Antimakassars hinunterflogen, während sein parfümirtes Haupt sich auf das unbeschützte, buntseidene Polster lehnte.

Es sah immer noch so bunt aus wie sonst bei der Frau Präsidentin, wenn auch mit ihrem eigenen Aeußern eine vortheilhafte Veränderung vorgegangen war. Ihr Anzug war um Vieles schlichter und der Eindruck, den sie machte, in Folge dessen um ein Bedeutendes ehrbarer. Sie färbte das in Folge einer Familieneigenthümlichkeit

sehr früh ergraute Haar nicht mehr schwarz, sondern trug es in natürlicher Silberfarbe schlicht in die Stirn gescheitelt und meist unter einer Haube von schwarzen Spitzen. Das graue Kleid reichte bis an den Hals herauf und die Aermel waren geschlossen. Sie hatte viel Noth und Sorge gehabt mit ihrem wilden Liebling. Schulden bezahlen und immer wieder Schulden bezahlen, dabei schmolz ihr kleines Kapital und ihr Gesicht nahm einen sorgenvollen und nachdenkenden Ausdruck an.

Es war just Mode in der Residenz, das Leben von einer ernsteren Seite zu nehmen. Prinzessin Friederike, die unvermählte Lieblingsschwester des regierenden Herrn, ging mit rühmlichem Beispiel voran. Sie verbannte allen Luxus, soweit er von ihrem Range zu trennen war und widmete ihr Leben wohlthätigen Zwecken. Gleichviel ob es bei Allen, die ihrem Beispiel folgten, aus denselben edlen Motiven geschah, jedenfalls wurde Propaganda in der angegebenen Richtung gemacht und auch die Präsidentin gehörte zu der Zahl der Geworbenen und Verbundenen.

Wie viel Nächstenliebe dabei im Spiel war, mag dahin gestellt bleiben, Mutterliebe war jedenfalls im Hintergrund, denn man kann nie wissen, wozu es dient und wozu man es benutzen kann, von hohen, einflußreichen Personen mit geneigtem Auge betrachtet zu werden.

So war es ihr durchaus nicht unlieb, wenn sie bei gelegentlichen Musterungen von Kleinkinderschulen einen freundlichen Blick oder ein anerkennendes Wort der hohen Protectorin derselben auffing und unbestimmte Hoffnungen an diese Gnadenbeweise knüpfend, vermehrten sich die, trotz mannigfacher Enttäuschungen, dennoch in ihrem Besitz befindlichen Luftschlösser noch um einige und zwar höfische Gebäude.

Die Frau Präsidentin war eben aus der Kirche gekommen. Sie ging jeden Sonntag hin und hatte ihren Stuhl gegenüber der Hofloge; die hohe Frau hatte sich schon mehrfach beifällig über die eifrige Kirchenbesucherin ausgesprochen, deren Namen zudem unter jeder Subskriptionsliste für wohlthätige Zwecke zu finden war, wenn auch nur mit sehr mäßigen Beiträgen, wie ihre Lage es ihr gestattete.

Gott sieht ja aber auch auf das Scherflein der Wittwe und die Präsidentin war bescheiden genug, es sich genügen zu lassen, wenn auch einstweilen nur die weltliche Hoheit es gewahrte und im günstig erfaßten Moment es zu lohnen sich herabließ.

„Eine Frau!" sagte die Präsidentin. „Lieber Sohn, ich kann Dir nur sagen, geh' an den Hof, da gibt es reiche Mädchen genug."

„Wenn ich es zu Pferd abmachen könnte, ja, die

eigenen Beine wage ich nicht an's Parquet," antwortete Leopold in einem Ton, dessen frühere Rücksichtslosigkeit jetzt, wenigstens im intimen Verkehr mit der Mutter, meist an Rohheit streifte.

„Uebrigens würde mir das wenig helfen. Ich bin keine Parthie mehr für vornehme und reiche junge Mädchen und eine Alte will ich nicht. Es müßte gerade eine Erbin ohne Vormund und Eltern sein, die sich capricionirte, mich wilden Gesellen in einen geduldigen, sanften Träger des Ehejochs umzuwandeln. Dazu müßte ich sie aber erst verliebt in mich machen und das ist mir zu unbequem. Da habe ich mehr Chance bei reichen Bürgermädchen, da trotz des demokratischen Geschreis wider den Adel die adeligen Schwiegersöhne durchaus nicht außer Cours gekommen sind. Aber nicht die erste beste, Mutter. Keine Jüdin, keine rothhaarige oder Buckelige, auch keine Alte, sonst nehme ich es mit der Schönheit nicht so sehr genau, aber viel Geld und liberale oder am liebsten gar keine Schwiegereltern, die Silberflotte nutzt mir nichts, wenn ich nicht die Anker lösen kann."

„Steht es denn so schlecht mit Dir?" fragte die Präsidentin besorgt.

„Eine Weile kann ich's schon noch halten und bin ich erst mit einem reichen Mädchen verlobt, hat es gar

keine Noth mehr, aber helfen muß ich mir mit der Heirath, Donnerwetter, ich muß. Ich könnte alle Tage Admiral werden, so wundervoll schiffe ich durch die Untiefen und Klippen meiner Verhältnisse, aber schließlich kriegt man's satt. Bah, als junger Kerl macht's Einem Spaß, dies Versteckspielen mit all dem Volk, das Geld haben will, diese tausend Siege über widriges Geschick, dies Tanzen auf dem Seil, die Kunstreiterstücke des Genies, mit denen man die Leute verblüfft und ihnen neuen Credit abtrotzt, statt alte Schulden zu bezahlen, aber ich bin jetzt ein alter Kerl."

„Bah, noch lange nicht dreißig Jahr und wie hübsch und stattlich, Du hast noch das volle Recht auf Herzenseroberungen," schaltete die Präsidentin ein.

„Das denkst Du, Mutter," lachte Leopold, „aber ich habe wenig Talent und noch weniger Lust, selbst nach dem Köcher des Liebesgotts zu greifen. Ich habe durchaus nichts vom Courmacher, erspar' mir Glanzstiefel und Glacehandschuh, so gut Du kannst."

„Die sind keinem Bewerber zu ersparen," erklärte die einsichtsvolle Mutter.

„Kann ich denn nicht mit meiner Originalität durchkommen?" fuhr Leopold fort. „Einem notorischen Damenfeinde erläßt man vielleicht etwas Politur um des erhöhten Triumphes willen, einen solchen besiegt zu haben."

„Da hast Du eine gute Idee,“ ergriff die Präsidentin eifrig den Gedanken. „Ich erinnere mich noch aus meiner Jugend her, wie ich am liebsten mit Solchen tanzte, die den halben Abend wie zum Fortgehen gerichtet, in der Thür standen und mit souveräner Verachtung auf das gesellige Treiben herabsahen. Ich sah recht gut, wie viel Affektation, Wichtigthuerei und alberne Ueberhebung in dieser Isolirung, in dieser künstlich herablassenden Stimmung war und doch fühlte sich die Eitelkeit geschmeichelt, wenn man zu den wenigen Auserwählten zählte, zu denen die Wandgötzen sich herabließen. Die liebe Eitelkeit! Wahrhaftig, es ist durch nichts ein Herz so leicht zu gewinnen, als indem man der Eitelkeit die gehörige Nahrung gibt.“

„Gut, besorge das für mich, Mutter.“ Leopold erhob sich. „Ich muß zur Parade, lebe wohl und strenge Deinen Verstand an. Es braucht nicht heut und nicht morgen zu sein,“ fuhr er lachend fort, vermuthlich, weil er den Eifer in seiner Mutter Gesicht gewahrte, die Hauptsache ist Geld, viel flüssiges Geld und nicht zu langer Aufschub. Im Uebrigen, verschone mich mit lauter einzelnen Vorschlägen, unter denen ich dann die Mühe des Wählens übernehmen soll. Mühe will ich ganz und gar nicht haben. Bereite Alles so vor, daß Du mir nur sagst: Die ist es. Ihre Bekanntschaft mußt Du

schon gemacht und mir den Weg gebahnt haben. Du wirst das schon verstehen. Du bist ja eine weltkluge Frau und weißt, um was es sich handelt."

Die Präsidentin schmunzelte.

„Noch Eins," sagte sie, „willst Du den Abschied nehmen?"

„Nicht gleich," entgegnete Leopold, „ich will erst sehen, wie sich die Sache macht und ob man im kameradschaftlichen Leben durch die Frau genirt ist. Lange diene ich nicht mehr und, habe ich Geld genug, gehe ich nach Paris, das hat mich immer gelockt und da kann auch am ersten noch ein Ehemann als garçon leben. Donnerwetter, es wird einen doch gewaltig geniren künftig, wenn sich der Gedanke an die Frau und die Gardinenpredigt in jedes Vergnügen mischt. Ich ein Ehemann! Es ist schauderhaft und doch ist es die einzige cavaliere Art, den lieben Nächsten an seinem Eigenthum zu erleichtern, der einzige gestattete Diebstahl der Herzensdiebstahl eines reichen Mädchens. Bah, diese höchst moralische Welt. Nun, ich hab' sie zum Glück nicht geschaffen."

Er ging. Die Frau Präsidentin blieb in tiefem Nachdenken zurück. Sie durchmusterte in Gedanken die reichen Mädchen ihrer Bekanntschaft, die der Stadt, die sie par renommée kannte. Die Schwierigkeit, an demselben Ort, in dem Leopold zwar als tüchtiger Offizier,

aber sonst als wilder Mensch bekannt war, eine passende Wahl zu treffen, die geringe Chance, die das Gelingen hatte, leuchtete ihr ein. Was besaß er denn für Eigenschaften, ein Herz zu erobern? Die Mutter zählte die besten zusammen und nahm auch sehr zweifelhafte für zweifellos, indem sie ihnen einen hübschen Namen gab. Sie dachte an sein einnehmendes Aeußere, seine kräftige Gestalt, sein gebräuntes, männliches Antlitz, auf dem noch nicht eine Spur der Ermüdung zu lesen war, die ein Leben wie das seine minder kräftigen Naturen in die schlaffen Züge zu zeichnen pflegt.

Er war der kühnste, gewandteste, eleganteste Reiter, er kannte nicht Hindernisse, nicht Gefahr, das wildeste Roß gehorchte seinem Zügel, aus jedem Rennen ging er als Sieger hervor, seine kühnen Reiterstücke waren in aller Munde und übertönten manche andere, ihn minder empfehlende Geschichte. Die Kameraden waren dem kecken Gesellen gut, obgleich er häufig gegen den im Regiment herrschenden guten Ton verstieß und wenn auch nicht vor leichtsinnigen, so doch vor schlechten Streichen, falls er dazu geneigt gewesen wäre, bewahrte ihn der Corpsgeist, der noch nicht Gelegenheit gehabt, ihn einer Sünde gegen Ehrgefühl und Rechtlichkeit zu zeihen, gleichviel, ob das Leopold's wirkliches Verdienst oder nur das seiner Vorsicht war.

Auch auf das gute Einvernehmen mit den Kameraden stützte sich die Mutter, die ihres Sohnes Fähigkeit, das Herz eines Mädchens zu gewinnen und das eines Schwiegervaters zu bestechen, im Stillen prüfte. Ersteres kinderleicht! dachte die Präsidentin. Mädchen sind Mädchen. Ich war auch eins.

Ob sie wohl zu den mustergiltigen hatte zählen können!!

Auch in Betreff der Schwiegermutter, falls eine da war, hatte sie kein Bedenken. Es giebt so wenig weltkluge Frauen und andere lassen sich beschwatzen, aber der Schwiegervater! Der Schwiegervater, der viele Schulden bezahlen und eine sehr große Zulage geben soll und dem um den Bart zu gehen Leopold viel zu ehrlich ist. Wo finde ich den Schwiegervater, der für ihn paßt? Am besten einer, der dumm ist, dachte sie. Freilich mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergeblich, also nicht überwiegend dumm, aber vertrauensvoll, arglos, ein kindliches Gemüth. Das ist recht selten mit Geld zusammen, weiß Gott, kindliche Menschen sind meist arme Teufel. Sie zergrübelte ihr Gehirn vergeblich. Sie hatte doch im Grunde in der Residenz wenige Bekanntschaften, die für dies Geschäft taugten.

Ja, ein Geschäft nannte sie es.

Sie ging in die Vergangenheit zurück. Auch in

Leopold's erster Garnison wußte sie keine seinen Bedürfnissen entsprechende Frau, noch weniger einen Schwiegervater, der für ihn paßte.

„Der alte Leonardi wäre doch nicht reich genug gewesen für seine Ansprüche," sagte sie auf einmal in Folge einer jener Gedankenverbindungen, die recht heterogene Dinge oft ganz nah an einander bringen. „Er ist auch viel zu schlau, der alte Fuchs, der wäre nicht zu überlisten."

Und nun fiel ihr so mancher kleine kluge Streich ein, vermittelst dessen sie, natürlich auf ganz rechtliche Weise, die Dinge oft zu ihren Gunsten gelenkt und die Menschen zu ihrem Vortheil benutzt hatte.

Auf einmal flog es wie Wetterleuchten über ihr in nachdenkliche Falten gezogenes Gesicht. Sie legte die Hand auf ihr klopfendes Herz. „Vielleicht geht's da," triumphirte sie innerlich.

„Wenn der Mann noch lebt und die Tochter noch nicht verheirathet ist und ihn noch niemand um sein Vermögen betrogen hat — halt, wie erfahren wir das?"

Es bedurfte bei einer so gewandten, so auf ihren Zweck erpichten und so wenig um die Mittel verlegenen Frau nicht allzu tiefen Nachdenkens, einen erfolgreichen Plan zusammenzuschmieden. Der Tag war noch nicht

zu Ende, als sie folgenden Brief verfaßt und auch bereits der Post übergeben hatte:

„Mein sehr werthgeschätzter Herr!

„Wenn auch Jahre verstrichen sind, seit ich, damals eine ebenso glückliche Frau wie Mutter, in Ihrem Hause lebte, so hoffe ich doch, Sie haben ebenso wenig in Ihrem Geist die Erinnerung an die vielen Beweise gütiger Gesinnung, die Sie uns gaben, verwischt, wie aus meinem Herzen die dankbare Anerkennung derselben je geschwunden ist.

„Ich wende mich deßhalb vorzugsweise an Sie, mein sehr verehrter Freund, Ihre Güte wie Ihre Geschäftskenntniß für meine Unerfahrenheit in Anspruch nehmend, da ich leider Rath und Hülfe meines dahingeschiedenen, unvergeßlichen Mannes entbehren muß und meinen Sohn, obgleich er sich meinen gerechtesten Hoffnungen gemäß entwickelt hat, doch nicht gerade für geeignet halte, in Geldangelegenheiten mein Berather zu sein. Geschäftskenntniß geht nicht immer mit gutem Willen Hand in Hand und in beschränkten Verhältnissen lernt man leichter, sich für den Augenblick einrichten und einschränken, als die Zukunft vorausbedenken. Doch ist das nicht der Hauptgrund, weßhalb ich, von meines Sohnes Dienstleistungen abstrahirend, meine Hülfe bei Fremden suche, wenn ich anders Sie, dessen Hausge=

nossin ich lange war und den ich hoch schätze, als einen Fremden betrachten könnte. Nein, das sind Sie mir nicht und vertrauensvoll bitte ich Sie um Ihren Rath. Es gilt der möglichst guten Benutzung eines Kapitals, das ich jährlichen Ersparnissen abgewann und das durch eine unerwartete Erbschaft einen kleinen Zuschuß erhalten hat. Mein Sohn, der es nie zugeben würde, daß ich für ihn das Mindeste entbehrte, obgleich solches Entbehren dem Mutterherzen die süßeste Freude ist, weiß nichts von dem Dasein dieses kleinen Schatzes, und so lieb ich noch das Leben habe, hauptsächlich, ja wohl einzig um meines Sohnes willen, so könnte ich mich wirklich so recht herzlich auf meinen Tod freuen, wenn ich denke, daß er ihm die Brücke zu ungehofftem Wohlstand baute, Wohlstand nicht im Sinn des Millionärs, sondern in dem einer genügsamen, nicht an den Dingen der Welt hängenden Frau und ihres in diesem Sinne erzogenen, einzigen Sohnes, der allerdings seinen Verhältnissen Opfer zu bringen hat, die mit seinen Neigungen nichts zu thun haben.

„Mein kleines Capital, nicht ganz zehntausend Thaler erreichend, ist bis jetzt in Staatspapieren angelegt, von denen kein einziges den Zinsfuß von fünf Procent erreicht. Es ist daher mein Wunsch, es vortheilhafter unterzubringen, am liebsten bei Jemand, der sich der

Mühe unterzieht, die Zinsen zum Capital zu schlagen und gleicherweise zinstragend zu machen, da ich nur in dieser Weise hoffen kann, meines Sohnes Erbtheil zu einer nennenswerthen Summe anwachsen zu sehen. Die hiesigen Banquiers sind mir alle unbekannt, auch hat mein zurückgezogenes Wittwenleben mich so außer allen Zusammenhang mit der Welt gebracht, daß ich nicht einmal weiß, wo ich mir Rath erholen könnte. Deshalb noch einmal verfiel ich auf Sie, werthgeschätzter Freund, in dessen Hause ich so glückliche Stunden verlebt. Welche Reihe von Jahren ging darüber hin! Ihr kleines Töchterchen ist nun wohl schon eine Dame, vielleicht schon eine glückliche Frau und Mutter. Ist sie nur halb so hübsch geworden, wie sie es damals war, so wird ihr Eintritt in die Welt wohl schnell von dem Austritt aus dem Vaterhause begleitet gewesen sein. Allgemeines Elternloos. Man hat die Mühen und Sorgen des Erziehens und ein Anderer pflückt die Frucht, aber freilich, die Mühen und Sorgen das sind unsre Freuden, ist unser Glück. Ihr liebliches Töchterchen wird kaum etwas von mir wissen. Erinnert sie sich der kinderliebenden Frau noch, der sie manchen, dem eigenen Sohne bestimmten Bonbon abschmeichelte, so grüßen Sie sie herzlich von Ihrer Ihnen in Hochachtung und Freundschaft ergebenen

Caroline von Favern."

Auf diesen Brief bekam sie umgehend folgende Antwort:

„Gnädigste Frau!

„Ihrem mich sehr ehrenden Vertrauen fürchte ich nur unvollkommen entsprechen zu können. Ich kenne die Banquierhäuser der Residenz nicht, mein eignes Vermögen ist in dem Geschäft des Hauses Ephraim Jakob Herzbergs Nachfolger geblieben, das jetzt auf den Sohn Moritz Jakob, Breite Straße No. 1, übergangen ist und befindet sich dessen Lokal nicht mehr in meinem Hause. Die Firma erfreut sich des besten Rufes und ist mein in dieselbe aufgenommenes Capital auf das Gewissenhafteste verwaltet und durch die Intelligenz und Solidität des Hauses um ein Bedeutendes im Lauf der Jahre gestiegen. Wollen Sie genannten Herrn mit Ihrem Vertrauen beehren, so bin ich gern bereit, mit ihm darüber zu sprechen, falls Sie sich nicht selbst in schriftliche Verbindung mit Herrn Moritz zu setzen vorziehen. Ich erwarte Ihre Befehle, um augenblicklich in die Stadt zu fahren, da ich gegenwärtig mein Landhaus an der See bewohne.

„Meine Tochter ist weder in die Welt geführt, noch verheirathet und ist undankbar genug gewesen, die ihr so edelmüthig gespendeten Bonbons vergessen zu haben. Sie empfiehlt sich mit mir Ihrem Wohlwollen und

bittet, die Schuld ihres Gedächtnisses ihrer damaligen Jugend zu gut zu halten.

„Mit ausgezeichneter Hochachtung u. s. w.

A. Herzberg.“

Die Präsidentin klopfte vergnügt in die Hände.

„Bedeutend gestiegen,“ rief sie fröhlich aus, „und er galt schon damals für einen sehr reichen Mann! Mein Junge, mein Junge, jetzt soll Dir geholfen werden, jetzt gewinnen wir Dir die reiche Braut und alle Noth und Sorge hat ein Ende.“ Sie machte sich auf und ging augenblicklich zu Fräulein von Wallroden, Hofdame der Prinzessin Friederike und von Jugend an deren vertrauteste Freundin. Das Fräulein gehörte zum Vorstand des unter Protection der Prinzessin Friederike stehenden Vereins zur grauen Barmherzigkeit, ein Wohlthätigkeitsverein, der es sich hauptsächlich zur Aufgabe gestellt, solchen Kranken und Nothleidenden zu Hülfe zu kommen, die in Krankenhäusern keine Aufnahme fanden, oder die aus Standesrücksichten sich scheuten, die öffentliche Wohtthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Die Präsidentin gehörte erst seit Kurzem dem Verein an und von da her datirte auch ihre Bekanntschaft mit der Hofdame.

„Ich komme mit einer großen Bitte,“ sagte sie zu dem Fräulein, die das neue und sehr eifrige Mitglied des

Vereins mit einer Freundlichkeit empfing, die ihren vornehmen Airs nichts an Würde nahm, aber ihnen alle die Anmuth verlieh, die Herzensgüte und einfache Bescheidenheit auch der gemessensten Haltung zu geben vermögen. „Ich bitte, mich für einige Wochen meiner Vereinspflichten zu entbinden. Unaufschiebbare Geschäfte zwingen mich zu einer weiten Reise, bei der ich die Dauer meiner Abwesenheit noch nicht bestimmen kann. Ich hätte sie gern noch eine Woche wenigstens hinausgeschoben, die Woche, in der ich bei der Frau von Marin die Pflege habe, aber es geht nicht.“

„Liebe Frau Präsidentin,“ sagte Fräulein von Wallroden. „Sie wissen ja, die Pflichten unsres Vereins sind freiwillig übernommen, ein Muß ist da nirgends dabei, am wenigsten eins, das sich dem Drang der Umstände entgegenstemmt. Reisen Sie in Gottesnamen. Ich werde dafür sorgen, daß eine der andern Damen für die Woche Ihren Platz am Krankenbett unserer armen Dulderin übernimmt. Sie wissen, Frau von Marins liebenswürdige Persönlichkeit gleicht das Opfer aus.“

„O, es ist kein Opfer,“ rief die Präsidentin mit Wärme, „es ist eine Freude, eine Erbauung, dieser durch das Leid verklärten und sich täglich mehr verklärenden Persönlichkeit zu dienen. Wenn etwas unsere Verehrung für unsere hohe Protectorin Königliche Hoheit noch zu

erhöhen vermöchte, so wäre es der Umstand; daß sie es war, die uns zu diesem Gottesdienst berief. Denn ein Gottesdienst ist es. So sagt auch mein Sohn." Fräulein von Wallroden verzog bei dieser Berufung den Mund ein klein wenig spöttisch, überging die Exclamation der Dame, lenkte das Gespräch auf andere allgemeinere Dinge, erhob sich dann nach einem Weilchen, und indem sie freundlich sagte:

„Um Verzeihung, Frau Präsidentin, mein Dienst ruft mich zu Ihrer Königlichen Hoheit," endete sie die Conferenz.

„Sie werden mich auch bei Ihrer Königlichen Hoheit entschuldigen," sagte die Präsidentin schüchtern, „es würde mir weh thun, dort verkannt zu werden."

Die Hofdame lächelte.

„Seien Sie unbesorgt, so in's Detail hinein geht die Prinzessin nicht, kann es nicht, auch nicht in ihrem Interesse für Frau von Marin. Wenn sie nur sieht, daß die Pflege derselben nicht vernachläßigt wird, so abstrahirt sie von der Person der Pflegerin, obgleich es ihren Dank gegen jede Einzelne nicht verringert. Wollte Gott, wir könnten der armen Leidenden helfen! Ich bin ziemlich verzagt."

„Sie haben wieder den Arzt gewechselt," bemerkte die Präsidentin.

„Wir sind wieder zu unserem Geheimerath Ludolph zurückgekehrt," lautete die Antwort, „er unterzieht sich auf Wunsch der Prinzessin einer abermaligen Behandlung der Kranken, schüttelt aber den Kopf wie zuvor. Man muß das Beste hoffen und vor dem Schlimmsten nicht erschrecken."

„Gott wird helfen," sagte die Präsidentin mit frommer Zuversicht und empfahl sich.

Neununddreißigstes Kapitel.

Vor der Thür des kleinen Landhauses saßen der Rentier und die Tante, er mit dem stereotypen Buch, sie mit dem stereotypen Strickzeug.

Mit einem tiefen Athemzuge legte er das Buch aus der Hand, er hatte die Geschichte beendet.

„Haben sie sich?" fragte die Tante.

Der Rentier nickte vergnügt.

„Natürlich erst auf der letzten Seite?" fragte Tante Trautliebe.

„Es kommt meist erst zum Schluß, aber darin liegt das Interesse nicht," meinte der Rentier.

„Darin liegt es allein," behauptete sie. „Was ich mich ärgern kann über solche Quälerei! Ich sehe auch immer erst den Schluß nach und wenn sie sich nicht kriegen, lese ich es nicht."

„Sonderbar," sagte er, „sonderbar und voreilig. Das Leben läßt sich doch auch nicht so vorausnehmen.

Da muß man auch Geduld haben, wenn es sich langsam entwickelt."

„Geduld, Geduld, freilich, Sie haben Ihr vollgeschüttelt Maß!" fuhr Tante Trautliebe fort. „Mir geht sie manchmal aus. Wenn alte Menschen Geduld haben, das geht, aber bei jungen versteh' ich sie manchmal nicht. Was denkt sich der Eckard?"

„Der Eckard? Ja, das weiß ich nicht," sagte der Rentier, „ich bin aber ganz ruhig, denn wenn er zu Ende gedacht haben wird, wird er das Buch schreiben."

„Ach, an Schreiben denke ich nicht. Was wird er schreiben! Ein schöner Doktor, der was Anders schreibt als Recepte! Nein, ich meine, was er sich von, von — na von seiner Liebe zu Valerien denkt?"

„Still, still, auch das wird sich erfüllen," sagte der Rentier.

„Es erfüllt sich nichts von selbst," ereiferte sich die Tante.

„Wollen Sie denn Valerie so gern los sein?" scherzte der Rentier.

„O nein, ich möchte sie wohl am liebsten im Hause behalten, es wird langweilig genug ohne sie sein, aber Mädchen sollen doch heirathen. Ich weiß nicht, ob es in Büchern so steht, aber im Leben denkt man so. Sie braucht auch noch gar nicht zu heirathen, aber es könnte

doch fest gemacht werden, daß sie den Eckard heirathet. Er ist der Rechte für sie und er bleibt im Hause. Was denkt er sich, daß er nicht spricht, er ist verliebt wie Einer und Valerie ist doch nun auch über das Kindesalter hinaus. Sie sieht zwar noch wie ein Kind aus und ist auch ein solches; wie ich in ihrem Alter war, hatte ich schon zwei Kinder begraben."

„Halten Sie das für einen Vorzug?" fragte der Rentier lächelnd.

„Nein, ich meine nur so, daß sie doch schon alt genug wäre, sich zu verloben und daß ich sie keinem Anderen gönnte, als dem Eckard."

„Er wird sie auch bekommen," versicherte der Rentier. „Denken Sie an ihr erstes Lebenskapitel, da finden Sie schon die Hindeutung auf ihr Schicksal."

„Ach Gott, nun verwechselt er schon wieder wirkliche Geschichten mit ausgedachten," seufzte die Tante. „Herr Herzberg, Sie dürfen nicht so viel lesen," fuhr Sie gegen ihn gewendet fort. „Sie werden mit jedem Tage zerstreuter. Man kann gar nichts mehr mit Ihnen bereden. Ich will von Eckard und Valerie sprechen und Sie rücken mir gleich mit Ihren Büchern vor."

„Wissen Sie, warum ich die Bücher so liebe?" sagte er. „Man ist Zeuge so vieler Freuden, die man im Leben nie gesehen hat und nun doch von ihnen er=

fährt und wenn man auf ein recht tiefes Leid trifft, dann sagt man sich zum Trost, daß die, von denen der Autor es erzählt, nun schon lange todt und glücklich sind, so mag das Buch traurig oder froh sein, der Lesende zieht immer eine Freude daraus."

„Aber Valerie, aber Eckard," unterbrach ihn Tante Trautliebe.

„Still, still," warnte er, „nicht vorgegriffen, das wird schon Alles kommen, wenn's Zeit ist."

Fürs Erste kam Valerie. Sie hatte sich von ein paar Fischerknaben auf der See fahren lassen und war voll von dem Vergnügen.

„Du mußt mir ein eigenes Boot kaufen, Vater," drang sie in diesen, „da hat der Fischer Claasen ein ganz allerliebstes. Er will es mir verkaufen, er hat es mir versprochen und seine Knaben fahren mich dann alle Tage spazieren. Es gibt nichts Reizenderes, als auf der See zu fahren, ich will auch selbst rudern und steuern lernen."

„Nicht doch, Kind, das ist gefährlich," sagte der Rentier.

„Auch ist solch' Boot theuer," bemerkte die Tante.

„Sagt doch nicht erst wieder Nein, Ihr sagt ja zuletzt doch Ja," lachte Valerie.

„Wir sollten wirklich einmal bei dem Nein bleiben,"

sagte Tante Trautliebe zum Rentier, „schon um ihrer trotzigen Sicherheit willen."

„Ja, wir wollen es, fangen Sie an! Es kostet also zu viel, sagt die Bürgermeisterin," bemerkte der Rentier, fast mit einem Anflug von Schelmerei.

„Ja und es ist gefährlich," sagt der Vater, meinte Trautliebe dagegen, auf den Ton eingehend.

„So," fuhr Valerie lachend fort, „und Ihr stützt Euch Jedes auf die Meinung des Andern, da Ihr der Festigkeit der eigenen nicht traut: es ist aber nicht gefährlich, wenn die See ruhig ist — im Sturm werde ich nicht fahren und auf die Kosten kommt es Dir nicht an, Vater."

„Das ist allerdings wahr," gab jener zu.

„Und wenn sie nur bei ruhiger See fährt und immer jemand mit hat —" fuhr die Tante fort.

Valerie küßte erst sie, dann den Vater.

„Der Vater soll mir das Boot zurückstellen," rief sie den beiden im Hintergrunde wartenden Fischerknaben zu, „ich kaufe es." Dann sich wieder zum Vater und der Tante wendend, fuhr sie fort: „Ich lasse meinen Namen in den Kiel schnitzen und eine Flagge aufziehen. Meine Lieblingsfarbe, hellblau."

„Im vorigen Jahr wär's rosenroth gewesen," meinte die Tante lächelnd.

„Ja, da hatte ich die Passion für die Rosen," gab Valerie arglos zu, „weißt Du noch, Tante, wie wunderhübsche Sorten ich hatte und wie sie unter meiner Pflege gediehen? Diesmal kann ich mich aber nicht so damit abgeben. Ich habe keine Zeit. Ich muß zur See fahren."

„Willst Du eines Seefahrers Weib werden, wie Minna Troil, es bekam der Armen schlecht," sagte der Vater.

Valerie lachte. Das Geräusch eines heranrollenden Wagens schnitt ihre scherzende Antwort ab, der Wagen fuhr vor. Zum größten Erstaunen der Tante und Valeriens und zum größten Schreck des Rentiers stieg eine große, starke Dame aus demselben und trat bewillkommnend an die Gruppe heran.

„Mein theurer Freund," sagte sie, ihm die Hand schüttelnd, „da bin ich selbst. Diese Energie haben Sie mir gewiß nicht zugetraut, aber ich halte dafür, es führt jeder seine Sache am besten selbst. Darum bin ich gekommen, meine Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen, Sie wissen?"

Der Rentier wußte es längst nicht mehr, verbeugte sich aber zustimmend.

„Es bleibt aber unter uns," fügte sie geheimnißvoll hinzu, innerlich überzeugt, daß sie von seiner Schwatz-

haftigkeit ebenso wenig etwas zu fürchten habe, wie von seiner Neugier und die wirkliche Beschaffenheit ihres vermeintlichen Anliegens an Moritz Jakob nicht Gefahr liefe, von ihm entdeckt zu werden.

„Ich bin seit zwei Tagen in D.,“ fuhr sie fort, „es war mir aber nicht möglich, früher herauszukommen.“

Sie hatte die zwei Tage benutzt, von allen Seiten Erkundigungen über die Verhältnisse des Rentiers einzuziehen.

„Ich mußte erst gewisse Erinnerungen in mir bekämpfen. Ich war so glücklich in D., wissen Sie, aber ich raffte mich zusammen, ich sagte mir: Der Mensch verdiente ja gar nicht glücklich zu sein, wenn er nicht auch eines verlorenen Glückes in Freuden gedenken könnte.“

Dieser letzte Ausspruch gefiel Valerien. Er klang so kräftig und frisch und es war in ihrem eigenen Gemüth so wenig Sentimentalität, daß sie mit Allem, was dieser entgegenstand, sympathisirte.

„Das ist Ihr Töchterchen,“ fuhr die Präsidentin, auf Valerie zeigend, fort. „Ihr Töchterchen, das mich vergessen hat, aber nicht von mir vergessen worden ist und, mit einer verbindlichen Handbewegung auf Tante Trautliebe, „diese Dame Ihre zweite Frau?“

Tante Trautliebe knixte höchst verlegen.

„Nein, das ist eine verehrte Freundin meiner ver=

storbenen Frau, die Bürgermeisterin Liebtraut, die sich der schweren Pflicht in Liebe und mit Aufopferung unterzogen hat, mein Hauswesen zu leiten und meine Tochter zu erziehen."

Auf diese würdige, aus dankbarem Herzen stammende Vorstellung antwortete die Präsidentin nur mit einem bewundernden Blick, indem sie der Bürgermeisterin gerührt die Hand drückte.

Man lud sie jetzt ein, Platz zu nehmen.

„Erlauben Sie, daß ich den Kutscher erst anweise, nach dem Gasthof zu fahren," bat die Präsidentin, „ich will die Nacht dort bleiben und sehen, mir morgen eine kleine Wohnung zu miethen. Ich schlage zwei Fliegen mit einer Klappe und will Seeluft genießen, während ich von hier aus meine Geschäfte in D. besorge."

„Unmöglich!" sagte Tante Trautliebe. „Das Wirthshaus ist nur ein Krug, da ist kein Unterkommen für eine vornehme Dame."

„Nicht? Aber das ist sehr fatal, das setzt mich sehr in Verlegenheit," entgegnete die Präsidentin in großer Bestürzung, „ich habe bestimmt darauf gerechnet. Ja, dann mag der Wagen warten und ich werde gleich versuchen, mir eine Wohnung zu besorgen. Sie sind gewiß so gütig, mit mir zu gehen, mein liebes Fräulein."

Valerie griff in größter Bereitwilligkeit nach ihrem Hut.

„Ich fürchte, es wird vergeblich sein," meinte Frau Liebtraut, „darauf sind ja die Leute hier gar nicht eingerichtet, ich habe nicht gehört, daß hier jemand eine Stube übrig hätte."

„Doch," sagte Valerie, „Fischer Claasen und Fischer Hansen, die haben Platz im Hause, aber freilich, sehr behaglich wird's nicht sein, und ich weiß nicht, ob sie sich darauf einlassen, aber wir können es doch versuchen, wir gehen von Haus zu Haus, es ist ein sehr hübscher Spaziergang."

„Und einstweilen besorge ich den Thee," sagte Tante Trautliebe.

„Und ich entschlüpfe," dachte der Rentier.

Die Präsidentin reichte Valerie den Arm und sie machten sich auf den Weg.

„Sie erinnern sich also meiner wirklich nicht mehr?" begann die Präsidentin die Unterhaltung.

„Verzeihung, nein, ich war solch' ein dummes kleines Ding," sagte Valerie.

„Auch nicht meines Sohnes," sagte die Präsidentin.

„O ja, der hat mich sehr viel gekniffen und geschlagen und an den Haaren gezaust, vor dem hatte ich große Angst."

Die Präsidentin lachte herzlich.

„Der ist Ihnen also in schrecklichem Andenken ge-

blieben," sagte sie, „der arme Junge! und der ist doch der gutmüthigste Mensch von der Welt und thut keinem Kinde etwas."

„Es ist lange her, da kann wohl aus einem wilden Knaben ein vernünftiger Mensch geworden sein," meinte Valerie naiv.

Die Präsidentin lachte.

„Damals sind Sie vor ihm gelaufen, heute würde er es vielleicht vor Ihnen thun," fuhr sie fort.

„Warum?"

„Er ist ein vollkommener Damenfeind zu meinem Kummer. Er findet Keine hübsch und Keine liebenswürdig, er hält unser Geschlecht im Ganzen für urtheilslos, für pretentiös und zimperlich, doch — ich will Ihnen keine üble Meinung von meinem Sohne beibringen."

Valerie wußte nicht recht, was sie darauf sagen sollte. Sie sah keine Veranlassung, überhaupt eine Meinung von ihm zu fassen.

„Denken Sie, er ist nie auf Bälle gegangen, hat wenigstens nie getanzt."

„Ich bin auch nie auf Bälle gegangen," sagte Valerie, „aber getanzt habe ich doch — wenn ich mit meinen Freundinnen zusammen war."

„Nie auf Bälle gegangen, was Sie sagen!" rief die Präsidentin erstaunt aus. „Wie kommt das?"

„Ja, das ist bei uns nicht so,“ erklärte Valerie, „wir sind immer zu Hause.“

„Das ist aber nicht recht, Sie sind so jung, Sie müßten jetzt ihr Leben genießen, die Jugend ist die Zeit des Vergnügens, nachher kommt die Sorge und das Alter.“

„Ich bin sehr vergnügt,“ versicherte Valerie.

„Das sagt mein Leopold auch immer,“ fuhr die Präsidentin fort, „wenn ich ihn animiren will, sich dies und jenes Vergnügen zu gestatten und wissen Sie, was er noch sagt: Das kommt Alles, wenn ich verheirathet sein werde.“

„Der Damenfeind!“ rief Valerie verwundert aus.

„Ja, der Damenfeind,“ wiederholte die Präsidentin. „Es ist nur Scherz, wenn er vom Heirathen spricht, er wird es nicht thun, er lernt ja auch keine Dame kennen, und wer weiß auch, ob es eine giebt, die den edlen Kern in der rauhen Schale erkennen würde!“

„So ist er doch wohl ein Bischen wie sonst?“ fragte Valerie.

„Nein, nein, er ist wild und geradezu und nimmt kein Blatt vor den Mund. Er thut, was ihm gefällt, gleichviel, was die Leute dazu sagen, er ist kein Stutzer, aber er ist ein ganzer Mann. Er ist ein Kind an redlicher Offenheit und seine Empfindungen sind oft frauenhaft zart, nur muß man ihn sehr genau kennen und dazu

gehört Zeit und Erfahrung. Es wird ihn Keine so kennen lernen. Zu solcher Erkenntniß ihm gegenüber gehört fast Inspiration."

Valerie warf den hübschen Kopf auf und dachte in ihrem Sinn, Gott sei Dank, daß das Wunderthier nicht mitgekommen ist. Von der Präsidentin fand sie es aber hübsch, daß sie so eifrig bedacht war, das unvortheilhafte Licht, in das der Knabe sich einst gestellt hatte, jetzt von dem Manne abzuwenden.

„Wenn Sie so gar nicht in Gesellschaft gehen," sagte die Präsidentin plötzlich, von Leopold ablenkend, „haben Sie wohl um so mehr freundschaftlichen Umgang?"

„O ja, so viel ich will, aber eben jetzt eigentlich keinen andern, als unsere Hausgenossen."

„Ihre Hausgenossen, wer sind die?"

„Dieselben wie damals, nur daß es auch keine Kinder mehr sind, Hedwig, Leonardi und Eckard, ihr Bruder," sagte Valerie leicht erröthend, was dem Scharfblick der Präsidentin nicht entging.

„Eckard Leonardi, der wohnt wieder in Ihrem Hause?" rief die Präsidentin nicht sehr angenehm überrascht aus. „Sehen Sie ihn oft?"

„O ja, aber seit wir hier draußen sind, nicht. Er ist Arzt und muß sich eine Praxis schaffen und Hedwig giebt Musikstunden und hat alle Nachmittag beinahe in

der Gesangschule zu thun, da können sie denn nicht gut fort, so pflichttreu wie sie Beide sind."

„Pflichttreu!" wiederholte die Präsidentin. „Eine schöne Eigenschaft, man muß sich dabei nur vor Pedanterie hüten."

„Das sage ich auch," rief Valerie eifrig aus.

„Ein Arzt braucht viel Pflichttreue," fuhr die Präsidentin fort, „viel mehr als andere Menschen, der darf nie nach seinem oder dem Behagen Anderer fragen. Es ist ein schlimmer Beruf!"

„Ein schöner, sagt Eckard," versetzte Valerie.

„In gewisser Beziehung ja, aber ein sehr schwerer. Ich möchte wenigstens nicht die Frau eines Arztes sein."

„Wie so?" fragte Valerie.

„Ein Arzt ist ja den ganzen Tag unterwegs. Seine Frau ist immer allein, von Tagesordnung, von gemeinschaftlichem Lebensgenuß ist nicht die Rede. Die Frau muß ihr Vergnügen allein suchen oder immer zu Hause bleiben. Eins ist nicht statthaft und das andere mit der Zeit doch sehr eintönig. Und wenn er dann nach Hause kommt, müde und matt, dann hat er den Kopf voll Krankheitsgeschichten und die Unterhaltung dreht sich meist um das Elend der Menschen."

„Ja, das mag wohl sein," dachte Valerie, „ein Bischen ist das bei Eckard auch der Fall, wie viel hat er uns

schon von dem kleinen lahmen Jungen, den er jetzt herzustellen hofft, erzählt, aber langweilig war's nicht."

Dieser Gedanke flog so nebenher, ihr entging deshalb nichts von dem, was die Präsidentin sagte.

„Nein, nein, mir thut jede Doktorfrau sehr leid. Und nun denken Sie die ansteckenden Krankheiten, die er in's Haus bringt."

„Ich habe doch nicht gehört, daß die Doktorfrauen besonders früh sterben oder absolut unglücklich sind," meinte Valerie.

„Letzteres allerdings nicht, es giebt ja genügsame Seelen," warf die Präsidentin so hin. „Der Doktor Leonardi ist nicht verheirathet, nicht wahr?"

Valerie verneinte.

„Das wundert mich eigentlich," fuhr die Präsidentin fort, „so weit ich ihn kenne —"

„Sie kennen ihn?" fragte Valerie erstaunt. „Das heißt, Sie haben ihn als Kind gekannt?"

„Nein, als Student in B. Ich wohnte in seines Onkels Hause."

Valerie machte große Augen. Er hatte nie der Präsidentin Namen auch nur genannt. Wie sonderbar.

„Der arme Mensch," sagte die Präsidentin bedauernd. „Wenn er noch nicht verheirathet ist, wird er es wohl auch nie thun."

„Mein Gott, warum nicht?“ fragte Valerie ganz erstaunt.

„Ich meine nur, phantasiereiche Gefühlsmenschen wie er pflegen nach solcher Erfahrung, wie er sie gemacht hat, sehr bald oder gar nicht zu heirathen. Sie halten der ersten Liebe eine imaginaire Treue und heirathen entweder gar nicht, oder sie schließen aus einem Gefühl unerträglicher Vereinsamung sehr bald eine sogenannte Vernunftheirath, ein älteres Mädchen von solidem Charakter, oder eine reiche Erbin, oder eine, die nicht hübsch ist, kurz in irgend etwas muß es abweichen von der ersten Wahl, damit die erste Geliebte und die nachherige Frau zwei grundverschiedene Dinge sind, man die Gefühle für sie trennen und Jeder eine gesonderte Treue halten kann.“

Valerie war zu Muthe, als brause ein Mühlrad in ihren Ohren.

„Sprechen Sie denn wirklich von Eckard?“ fragte sie endlich. „Der war doch niemals verlobt.“

„Mein Gott, das wissen Sie nicht?“ fragte die Präsidentin dagegen mit demselben Erstaunen. „Freilich war er verlobt mit seiner Cousine Alida Leonardi. Die Sache wurde nicht veröffentlicht, sie waren beide so jung und sollten noch warten, inzwischen verließ Alida heimlich das Haus ihres Vaters.“

„Unmöglich, Sie irren sich, Frau Präsidentin.“

„Ich habe es ja zum Theil mit erlebt,“ entgegnete diese. „Der arme junge Mensch war ja bei mir nachher, weil er wußte, ich hatte das Mädchen lieb und sie war oft bei mir gewesen, und er hoffte bei mir etwas über sie zu erfahren. Ich habe seine Verzweiflung gesehen, sie schnitt mir in die Seele und helfen konnte ich ihm nicht. Ich wußte von der unglückseligen Flucht des armen Mädchens natürlich nichts. Aber es thut mir leid, davon gesprochen zu haben,“ unterbrach sie sich, „ich wußte nicht, daß es ein Geheimniß war. Sie verrathen mich nicht, nicht wahr, liebes Kind?“

„O nein, was er mir nicht selbst gesagt hat, brauche ich ja gar nicht zu wissen,“ sagte Valerie.

Vorstehende Unterredung wurde nicht so in einem Zuge, wie sie wiedergegeben ist, geführt, sondern wurde häufig durch die Anfragen und Erkundigungen unterbrochen, die der Zweck der Wanderung waren. Wie vorauszusehen gewesen, wurde dieser verfehlt. Theils schüttelten die Fischersleute den Kopf zu der Zumuthung, einen Gast aufnehmen zu sollen, theils fand die Präsidentin doch auch die geringsten Ansprüche so wenig realisirt, daß sie seufzend die Sache aufgab.

„Schade, schade,“ sagte sie, „ich hatte mich so recht nach ländlichem Stillleben gesehnt.“

So langsam beide Damen gingen, namentlich zuletzt, als der Gegenstand des Gesprächs ein für beide, wie es schien, sehr interessantes Thema berührte, war mit den zuletzt gesagten Worten doch das Landhaus wieder erreicht.

„So muß ich also leider nach D. zurück, muß meinen Reiseplan ändern und die gehoffte Erquickung an der See aufgeben," sagte die Präsidentin mit einem bedauernden Achselzucken.

Auch Valerie fühlte lebhaftes Bedauern, sie hätte so gern noch mehr von der Geschichte gehört, die sie im höchsten Grade erregt hatte.

„Sie sollten nach K., Frau Präsidentin," sagte sie, „das ist ein sehr hübscher kleiner Badeort und kaum eine halbe Meile von hier entfernt."

Sie meinte im Stillen, daß es dann an Gelegenheit, sie zu sehen und mehr von der seltsamen Geschichte zu hören, nicht fehlen würde.

„Nein, liebes Kind," wies die Präsidentin den Vorschlag in traurigem Tone zurück, „das wäre unvernünftig, das würden mir meine Mittel nicht erlauben. Diese gestatten mir nur selten ein Abweichen von der gewohnten Regelmäßigkeit des Lebens und gebieten dann wenigstens eine doppelt strenge Sparsamkeit. Ich habe nur ein geringes Vermögen, sehen Sie, und es ist

mein Ehrgeiz, es meinem Sohne unvermindert zu hinterlassen."

Sie sagte das so schlicht und anspruchslos, daß Valerie unwillkürlich gerührt wurde.

„Kommen Sie, kommen Sie, liebes Kind," fuhr sie fort, „ich will Ihrem Papa und Ihrer Tante Lebewohl sagen, nach D. zurück fahren und morgen oder übermorgen spätestens abreisen. Schade, ich hätte Sie gern näher kennen gelernt. Ich glaube, ich könnte Ihnen recht gut sein."

Sie sah sie mit unbeschreiblichem Wohlwollen an, während sie mit ihrer großen, weißen, weichen Hand Valeriens Wange streichelte. Diese ergriff die Hand und küßte sie in warmer Aufwallung.

Sie traten in's Haus. Im gemeinschaftlichen, in's Freie führenden Wohnzimmer, dessen Thüre offen stand, war Tante Trautliebe am Theetisch beschäftigt und der Rentier ging gedankenvoll auf und ab.

Die Präsidentin sprach ihr Bedauern aus, den gehofften Landaufenthalt aufgeben zu müssen und wies selbst für den Augenblick jede Aufforderung zu längerem Verweilen zurück, obgleich es Tante Trautliebe in sichtliche Verzweiflung versetzte, daß sie das Haus verlassen wollte, ohne nur einen Imbiß eingenommen zu haben.

„Der Wagen wartet schon so sehr lange," entschuldigte sie sich.

Der Wagen! Ja, wo war der! Draußen vor der Thür hielt er nicht mehr und, so weit sie sehen konnten, auch nicht in der Nähe.

„Er wird mich doch nicht falsch verstanden haben und fortgefahren sein!" rief die Präsidentin erschrocken. „Ich bezahlte ihn zwar, gebot ihm aber ausdrücklich, zu warten. Nun, es thut nichts, der Abend ist schön, ich werde gehen."

„Die zwei Meilen, unmöglich!" rief Tante Trautliebe.

„Sind es zwei Meilen? Die Fahrt kam mir so kurz vor," fuhr die Präsidentin fort, „nun, dann gehe ich nicht und behelfe mich für die Nacht in der Krugstube. O, solche kleine Widerwärtigkeiten thun mir nichts. Beinah freue ich mich daran, denn nun kann ich in aller Ruhe Thee mit Ihnen trinken."

Sie sagte das in sehr freundlicher und vollkommen gut gelaunter Weise und, sich ihres Huts und Shawls entledigend, trat sie einen Augenblick vor den Spiegel. Den Augenblick nutzte Valerie und ihren Vater bei der Hand in's Nebenzimmer ziehend, flüsterte sie ihm eilig zu:

„Vater, wirst Du sie nicht einladen, bei uns zu

bleiben? Wirst Du es zugeben, daß sie in den Krug geht? Es wäre doch zu unartig, zu unfreundlich!"

Der Rentier rieb sich die Stirn. „Ja, aber —"

„Sie ist noch dazu eine alte Bekannte," fuhr Valerie fort.

„Ja, aber der Omnibus, der Omnibus!" sagte der Rentier und sah Valerie ängstlich an.

„Du meinst, der Omnibus kommt morgen noch nicht, nun, so bleibt sie bis er kommt," entschied Valerie.

„Nein, nein, das meine ich nicht," fuhr der Rentier fort, aber er lächelte, „was ich meine, ist eigentlich Unsinn. Ich bin als Kind einmal von einem Omnibus übergefahren worden. Wie ich so hülflos vor den Pferden lag und das große Gebäude auf mich zurasseln sah — die Angst kann ich nicht beschreiben und ich kann mir nicht helfen, wenn die Präsidentin so auf mich zutritt und so auf mich einredet, dann habe ich dasselbe Gefühl."

Valerie lachte.

„Armer, guter Vater," sagte sie dann, „das kommt von Deinem ewigen Schweigen und Alleinsein. Das macht menschenscheu und nervenschwach. Die Präsidentin ein Omnibus!" sie lachte wieder, „aber lade sie ein, Vater, thu's, ich nehme die Unterhaltung auf mich, sie soll Dich

nicht plagen. Du mußt sie aber einladen, es ist zu unfreundlich.“

Seufzend gab der Rentier nach. Er stotterte die Einladung heraus und zwar, da er nun über den Entschluß hinweg war, in einer seinem wohlwollenden Herzen entsprechenden Weise. Die Präsidentin zögerte anfänglich, aber auch Tante Trautliebe redete dringend zu und Valerie vollends ließ keinen Widerspruch aufkommen.

„Aber nur keine Umstände machen,“ bat zuletzt die Präsidentin, „ein Sopha oder einen Lehnstuhl, weiter brauche ich nichts.“

Tante Trautliebe und keine Umstände machen!

„Tante, gib ihr meine Stube, und ich schlafe bei Dir,“ flüsterte Valerie ihr leise zu.

„Kind, Du sprichst nur so viel im Schlaf,“ wandte Tante Trautliebe ein.

„Und Du schnarchst,“ meinte Valerie dagegen und lachte.

Es war aber doch der beste Vorschlag und er wurde angenommen und ausgeführt. Mit vielen Redensarten über die Dürftigkeit desselben wurde der Präsidentin das Stübchen gezeigt.

„Himmel!“ sagte sie. „Wenn ich nur solch' Stübchen hier gefunden hätte. Was denken Sie von mir? Ich bin eine einfache Frau!“

Sie schien es wirklich zu sein, bedürfnißlos, mit Allem zufrieden, wenn ihr Benehmen an dem Abend, die Art ihrer Unterhaltung eine Bürgschaft dafür war. Die harmloseste Heiterkeit belebte ihre Mienen, biedere Redlichkeit durchleuchtete jedes Wort. Und dabei dachte und empfand sie noch so jugendlich, daß Valerien zu Muthe war, als sei sie mit einer ihrer Freundinnen zusammen und war doch auch wieder gehalten genug in diesem Empfinden, um nur Tante Trautliebe's Verwunderung, nicht ihr Mißtrauen zu erregen.

Wann war sie denn überhaupt mißtrauisch, die harmlose, gute Seele! Der Rentier war es ebenso wenig und so groß auch der Unterschied sein mochte zwischen der Regierungsräthin von Favern, die einst in purpurfarbener Seide durch die Zimmer des ersten Stocks seines städtischen Hauses rauschte und der verwittweten Präsidentin gleichen Namens, die, in klösterlicher Einfachheit angezogen, unter dem niederen Dach seines Landhauses saß und mit seinem Kinde in mütterlicher Jugendlichkeit koste, er merkte ihn nicht.

Er war gewohnt, seine Tochter singen und schwatzen und Tante Trautliebe's salbungsvolle Reden zu hören, an der Präsidentin Redefluß war er nicht gewöhnt. In seinem Kopf ging's um, wie im Woodstocker Schloß, wer sollte denn durch den Spuk vertrieben werden?

Valerie schlief diesmal nicht so schnell ein wie gewöhnlich, obgleich das Schnarchen der Tante nicht schuld daran war.

Sie grollte Eckard, daß er ihr nichts von Alida erzählt und dann dachte sie darüber nach, ob er sie wohl noch liebe und ob man überhaupt mehr als ein Mal lieben könne, und dann hätte sie so gerne gewußt, warum Alida aus dem Hause ihres Vaters entflohen sei und wie man das eigentlich mache und warum sie Eckard nicht geliebt, der doch so gut und klug sei, und ob sie vielleicht nur nicht habe eine Doktorsfrau werden wollen, weil die doch so viel allein sein müßten und nichts zu hören bekämen als traurige Geschichten von Krankheit und Elend. Dann versuchte sie sich vorzustellen, wie Alida ausgesehen haben könne, aber das war das Allerärgste, denn wenn sie dachte, sie habe ein leidliches Gesicht zusammen und wenn sie es dann betrachten wollte, so zerfloß es und ihr eigenes sah sie statt dessen herausfordernd an. Eckard nie heirathen! Komisch! sie hatte nie daran gedacht, daß er es überhaupt thun, daß irgend etwas in seinem oder Hedwig's oder ihrem eigenen Leben anders werden könne, als es jetzt war.

So drehten sich die Gedanken in ihrem Kopf. Es war so, als habe ihr jemand eine verworrene Strähne Garn abzuwickeln gegeben. Sie besah es hier und be-

sah es dort, sie suchte Anfang und Ende, sie fing an zu wickeln, dann saß es fest. Dann steckte sie das Knäul durch und dann ging es wieder eine Weile, dann verwirrte es sich wieder und immer dichter, immer dichter, zuletzt drehte es sich wie lauter Fäden verworrenen Garns um sie herum und spann ihre Gedanken ein. Sie griff hinein, es gewaltsam zu zerreißen, es verdichtete sich nur mehr. Sie schloß endlich die Augen, sich vor der Verwirrung zu retten und da schmiegte es sich um sie wie weiche Daunenkissen und sie schlief ein.

Vierzigstes Kapitel.

Wie wir schon wissen, fand nur zwei Mal in der Woche, nur Mittwoch und Sonntag durch den das Dörfchen passirenden Omnibus ein regelmäßiger Verkehr zwischen D. und Tannenhöh statt. Die Präsidentin war an einem Sonntag gekommen, was war natürlicher, als daß sie, bei dem gänzlichen Mangel jedes anderen Communicationsmittels in der Zwischenzeit, sich entschloß, bis Mittwoch zu bleiben und als der Mittwoch kam, da hatte sie sich inzwischen so angenehm zu machen gewußt, daß Valeriens schmeichelnde Bitte, doch wieder bis Sonntag zu verweilen, dringende Unterstützung bei Tante Trautliebe und wenigstens keinen Widerspruch bei dem Rentier fand. So spann sich der Besuch in die zweite Woche hinein und da war von Abreisen nicht mehr die Rede.

Der Rentier gestand zu, daß die Präsidentin ihn nicht störe. Sie machte keinen Angriff auf die Je-

längerjelieberlaube, in der er Zurückgezogenheit und Einsamkeit suchte, sie zog ihn nie in's Gespräch, aber sie war ein lebendiger Katalog aller in den letzten zehn Jahren neu erschienenen Werke und ersparte ihm vielfach die Mühe des Nachschlagens. Tante Trautliebe's vielgerühmte Kochkunst hatte es vielleicht noch nie mit einem so glänzenden Appetit zu thun gehabt, ihr war vielleicht noch nie mit so vielen Lobsprüchen gelohnt worden, was sie schon zu Gunsten ihres Gastes einnahm und Valeriens unerfahrenes Herz eroberte die Dame hinwiederum durch ihr jugendliches Empfinden, ihre stets heitere Laune und durch tausend Geschichten aus einer dem Mädchen völlig fremden Welt. Wie ein Kind auf Märchen lauscht, mit demselben Staunen, derselben erregten Phantasie, derselben erwachenden Sehnsucht hörte Valerie den Wundergeschichten zu. Auch von Alida erzählte die Präsidentin. Sie entwarf ein Bild ihrer Schönheit, sie sprach von ihrem sprechenden Geist, den vielen interessanten Zügen ihres Charakters und einmal, als sie von ihren kleinen übermüthigen Streichen sprach, sagte sie mit einer Stimme, in der sich die Wehmuth spiegelte, mit der der Geist auf vergangene Freuden zurückblickt: „Nein, man kann sie nicht vergessen. Mag sie gethan haben, was sie will, sie war ein zu bezauberndes Geschöpf; es gibt keine zweite Alida.“

„Und sie ging fort, weil sie Eckard heirathen sollte und ihn nicht lieb hatte?“ fragte Valerie. „Warum hatte sie ihn nur nicht lieb? Er ist doch solch' guter Mensch und sie kannte ihn lange genug, um das zu wissen.“

„Fragt Zuneigung nach Verdienst,“ entgegnete die Präsidentin, „und was hat die Dauer der Bekanntschaft damit zu thun? Man sieht recht, daß Sie von Ihrem Herzen noch nichts wissen, Sie unschuldiges kleines Ding, sonst würden Sie nicht so naiv fragen. Wissen Sie, meine Liebe, man kann Jahre und Jahre neben einander leben und sich die gegenseitigen guten Eigenschaften hersagen wie das A B C und dann führt uns ein Augenblick mit einem Andern zusammen und der Augenblick entscheidet über unser Herz. Aus der Ruhe wird Aufregung, statt der Gewohnheit, die uns das gleichmäßig Gute zeigte, fühlen wir uns auf einmal von Räthseln umgeben, Unergründliches liegt vor uns, neue Eindrücke beherrschen uns, man erschrickt vor sich selber, man möchte sich abwenden von Dem, der diesen Zwiespalt erregt und fliegt ihm doch zu, kurz und gut, liebe Kleine, Liebe fragt nach nichts, sie bedenkt nichts, sie ergreift uns und treibt uns dem Ziele entgegen.“

„Liebte Alida einen Andern als Eckard und warum sagte sie nicht, daß sie ihn nicht wollte?“

„Ich war nicht in B., als die Katastrophe los-

brach. Von Alida erhielt ich ein paar unmittelbar vor ihrer Flucht geschriebene Abschiedszeilen. Sie enthielten nur wenige Worte: Ihr Vater habe sie mit Eckard verlobt, ich wisse wohl, daß ihr Vater nie nach ihren Gefühlen, ihren Wünschen, ihrem Glück gefragt. Eckard sei ein guter Junge, aber sie wollte lieber sterben, als einen Mann heirathen, der, wie schon jetzt bei ihm zu sehen, seinen Beruf immer über seine Frau stellen würde und was das Familienleben eines Arztes bedeute, das wisse sie von ihrem väterlichen Hause her. Sie gehe fort, sie entfliehe dem Haß wie der Liebe, sie wolle ihr freies Mädchenherz nach freier Neigung verschenken, nicht dem Würdigen, nicht dem vom Vater Gewählten, sondern nur dem, den freie Neigung als den Geliebtesten erkennen würde. Sie paßten wirklich schlecht für einander," schloß die Präsidentin, „meine geniale Alida und der pflichttreue, arbeitsliebende, berufsthätige Leonardi, dessen Interesse zuerst seinem Beruf und dann wieder seinem Beruf und dann erst seiner Schwester gehören würde, ehe die Frau an die Reihe käme, der gute, sich aufopfernde Mensch."

„Gut, pflichttreu, arbeitsliebend, berufsthätig, aufopfernd —" Valerie wiederholte sich die Worte seitdem oftmals in Gedanken. Ein jedes enthielt einen Lobspruch, den sie freudig anerkannte, und ein jedes ein Atomchen Gift,

das langsam wirkte, ohne daß sie es ahnte, wie und von wem es in ihre Seele geträufelt.

Als Eckard es endlich möglich machte, nach Tannenhöh herauszukommen, war er nicht wenig erstaunt, ja im ersten Augenblick erschrocken über die ungeahnte Anwesenheit der Präsidentin. Wie ein Schatten aus der Vergangenheit stand sie vor ihm, das sonnige Glück seiner Gegenwart in plötzliches Dunkel hüllend. Um die schmerzlichsten Erlebnisse seines Herzens wußte diese Frau, an welche Zeit mahnte sie ihn, an welches auf Täuschung beruhende, durch Betrug und Verrath vernichtete Glück! Die Erinnerung wirkte zu mächtig, er zitterte und wechselte die Farbe, als er ihren Gruß erwiderte. Valerie gewahrte es wohl. „Er liebt sie noch; er liebt sie noch!“ sagte sie sich. Ein eigenes Gefühl beschlich sie — sie nannte es Kränkung über sein mangelndes Vertrauen. Was ist denn Freundschaft ohne Vertrauen?

„Wie freue ich mich des Wiedersehens, wie viel mehr noch Ihres Aussehens,“ sagte die Präsidentin herzlich, „es spricht von Zufriedenheit, von Glück.“

„Das eine soll Jeder haben und nach dem anderen wieder strebt ein Jeder,“ entgegnete Eckard, schnell wieder gefaßt und unwillkürlich mit den Augen Valerie suchend. Den Blick gewahrte sie nicht, denn ihre Befangenheit zu verbergen, war sie fortgeeilt, den Vater herbeizurufen.

Der Rentier legte freundlich das Buch weg und kam, an und für sich ein auffallender Umstand, da ihn nicht leicht etwas bewegte, mitten im Capitel abzubrechen, aber einer, der noch an Bedeutung gewann durch die natürliche Güte, die durch seinen Gruß hindurchklang, die den zerstreuten Blicken des Mannes plötzlich einen Strahl bewußter Wärme verlieh.

„Hier geht etwas vor," dachte die Präsidentin. „Der Rentier wenigstens hat sich seinen Schwiegersohn ausgesucht oder Eckard ist gescheidter als ich dachte und hat den alten konfusen Mann übertölpelt. Er muß fort, er muß fort."

Sie beobachtete scharf, ohne die Miene heiterer Unbefangenheit und gütigen Wohlwollens zu verändern. Eckard war völlig zu Hause in der Familie, das konnte sie nicht bezweifeln, eben so wenig, daß sein Herzenskummer weit hinter ihm lag, daß neues Glück, neue Hoffnungen und Wünsche seine Seele erhoben.

Wie hätte er sonst so schnell die peinlichen Erinnerungen des Wiedersehens bekämpfen, so schnell zu so ungekünstelter Heiterkeit zurückkehren können? Ja, er war es sogar, der zuerst die Vergangenheit berührte. Er fragte nach Leopold, er erinnerte sich lachend der übermüthigen Streiche desselben, er pries dessen Vorzüge, gedachte der lustig in seiner Gesellschaft verlebten Stunden,

des Reitunterrichts u. s. w. Valerie hörte aufmerksam zu.

„Ja, ja, er hat tolle Streiche genug gemacht, aber ein gutmüthiger Junge war er immer, er nahm Keinem die Butter vom Brod," sagte die Präsidentin in echt mütterlicher Weise stolz auf den Uebermuth des Sohnes und ein günstiges Urtheil für ihn durch Miene und Ton befürwortend.

„Die Butter vom Brod doch," meinte Eckard und erzählte Leopold's Streich aus der Schulzeit.

Valerie lachte hell auf und bat Eckard, mehr solcher Geschichten zu erzählen, aber die Präsidentin wehrte dem Verlangen.

„Nein, nein, welch' ein Bild werden Sie sich von meinem Jungen machen!"

„O gar kein schlimmes," versicherte Valerie, „und wenn auch, was thut's, ich werde ihn ja doch wahrscheinlich niemals sehen."

„Wer weiß!" entgegnete die Präsidentin, „Sie sind ja doch nicht an Ihre Vaterstadt gebannt, denken Sie nie in die Welt zu kommen?"

„Ich glaube kaum, ich werde wohl in dem alten Hause leben und sterben," sagte Valerie in resignirtem Ton.

Eckard sah sie sinnend an.

„O jetzt weiß ich, warum Du mir heute solch' ganz andern Eindruck machst," kam er plötzlich mit dem Resultat seines Nachdenkens hervor, „Du hast Blumen im Haar, ich habe Dich noch nie so gesehen."

Die Präsidentin lachte.

„Ich steckte ihr die Nelken in die Flechten, ich weiß keinen schönern Schmuck für junge Mädchen, als frische Blumen, es hebt gleich das ganze Aussehen und ist doch der allernatürlichste Putz von der Welt."

„Die Nelken sehen sehr hübsch in dem dunklen Haare aus," gestand Eckard zu, „aber das Haar, meine ich, wird nicht hübscher durch die Nelken. Mir gefällt eigentlich nichts, was Valerie verändert."

Im Augenblick hatte Valerie die Nelken aus dem Haare genommen, im nächsten steckte sie sie heftig erröthend wieder ein.

„Sie waren zu fest gesteckt, sie drückten, jetzt geniren sie mich nicht," erklärte sie ihr unwillkürliches Beginnen.

„Er muß fort, er muß fort!" dachte abermals die Präsidentin.

„Ich habe heute eine hübsche kleine Geschichte in einem Journal gefunden und ansprechende Seelenschilderungen in derselben; ich weiß nicht, warum mir das gerade jetzt einfällt," sagte der Rentier; „ja, ich weiß es doch, das Mädchen heißt Valerie und da nahm ich mir vor, es

meiner Tochter zu erzählen. Sie liest ja leider nie und wird ganz unwissend bleiben. Da heißt es von dem jungen Mädchen: Sie erwachte aus dem Kinderschlaf. Die unbewußte Zuneigung zu Leopold, so viel Jahre hindurch das belebende Princip ihres kindlichen Herzens, ward auf einmal zum bewußten Empfinden. Sie wehrte sich gegen das Verständniß, denn die harmlose Kindheit ist so schön und das Losreißen der Seele aus ihren Blumenbanden gleicht einem ängstlichen, Geist und Herz bedrückenden Traum. Aber vergeblich verhüllt sich die erwachende Psyche in siebenfache Nebelschleier, die Sonne der Liebe bricht hindurch und die Metarmophose des Kindes zur Jungfrau ist vollendet."

Eckard stand auf und machte sich an dem eingeknickten Zweig eines Obstbaumes etwas zu thun. Er hatte diese so wie andere kleine Erzählungen geschrieben vor Jahren schon und während seines ersten Aufenthalts in Wien, war ihm durch die nähere Bekanntschaft mit einigen schon namhaften Literaten die Gelegenheit geworden, sie nach und nach in verschiedenen Journalen zu veröffentlichen. Er erschrak, als er seine eigenen Worte citiren hörte, er war beschämt, daß er Valeriens Namen gebraucht aus keinem andern Grunde, als weil Gewohnheit ihm denselben in die Feder dictirte, er ärgerte sich über die Zusammenstellung mit Leopold.

„Valerie und Leopold, wie seltsam!“ bemerkte die Präsidentin.

„Ich finde nichts Seltsames daran, wir beide, die wir so heißen, sind gottlob nicht damit gemeint,“ wehrte Valerie die Neckerei ab. „Ich fand übrigens nichts Schönes an der Stelle, Vater. Das konnte Jeder sagen.“

„Ja, es sagt es aber nicht Jeder, und darin liegt das Anziehende einer Dichtung, wenn sie das ausspricht, was wir leichter zu denken, als zu sagen vermögen. Nicht wahr, Eckard?“

„Gesegnet sei die Prosa, die gute, ehrliche Prosa des Lebens, die nüchterne Wirklichkeit, wenn sie auch mit breitem Fuß und harter Sohle auftritt und manches Blümchen unter ihren Tritten sein harmloses Dasein unbeachtet aushaucht. Sie ist doch auch zuweilen ein hülfreicher Geist, der die nach allen Richtungen hinflatternden, sich in gefährliche Regionen verlierenden Gedanken plötzlich um sein Banner sammelt; verrätherisches Erröthen, beziehungsvolle Worte, ungeschickt dem Auge preisgegebene Zielpunkte vorbedachter Absichten mit grauer Nebelkappe zudeckt, all’ dem aufblitzenden Material verschiedenster Seelenregungen mit dem kleinen Flämmchen seiner Oellampe zu Grabe leuchtet und dem ausschweifenden Geist als Tagesparole die Mahnungen und Erfordernisse physischen Lebens zuruft.“

Tante Trautliebe rief zum Abendbrod und endete damit die verschiedenen kleinen Verlegenheitsempfindungen. Um Tante Trautliebens Banner fand sich Alles wieder zurecht und selbst Eckard stand auf dem Erdboden mit seinem im Herzen volltönenden Glück. War es doch auch überall an die Wirklichkeit geheftet, aber die Wirklichkeit, die das physische Leben der Psyche unterordnet, überall der Erde ihr Recht giebt, aber auch in dem Himmel mehr sieht, als den dieselbe umgebenden Dunstkreis.

Einige Zeit darauf schrieb die Präsidentin an ihren Sohn:

„Lieber Leopold:

„Es ist Zeit, dir das Räthsel meiner plötzlichen Reise zu lösen und Dir das Resultat derselben mitzutheilen. Ich bin eine Hausgenossin des Rentier Herzberg und habe in der Tochter desselben die für Dich passende Frau gefunden, passend wie keine andere. Die Verhältnisse wie für Dich geschaffen. Der Mann ist sehr reich, versteht den Werth des Geldes weniger, als ein Kind, weiß von der Welt gar nichts, kümmert sich nur um Bücher. Eine Mutter existirt, wie Du weißt nicht, sondern nur eine hausbackene, gutmüthige alte Person, die aus Freundschaft für die verstorbene Frau Deine künftige Braut erzogen hat. Das kleine Mädchen ist hübsch, immer vergnügt und zufrieden. Eine Alida ist sie nicht,

was Schönheit der Person und Aufgewecktheit des Geistes betrifft, aber dafür wird sie uns auch nicht so viel zu schaffen machen und ebenso leicht zufrieden zu stellen sein, wie es leicht ist, sie zu gewinnen. Sie hat Geld genug, sich alle ihre Wünsche zu erfüllen und bekommt an Dir einen Mann, der sie in ihrem Vergnügen nirgends beschränken wird. Was will der Mensch mehr! Sie ist in der größten Zurückgezogenheit aufgewachsen und die Welt ist für sie eine völlig unbekannte Bühne. Ich habe sie schon ein wenig hinter den Vorhang blicken lassen, ihre Phantasie, ihre Neugier, ja ihre Sehnsucht nach dem vollen Anblick derselben erregt. Irre ich nicht, ist ihr Loos vorher bestimmt. Ein Nebenbuhler ist da und wird von Vater und Tante begünstigt. Ich zweifle nicht, daß Du ihn ausstechen würdest, und es ist nur, um die Sache schneller zum Abschluß zu bringen, daß ich meine Connexionen anwenden werde, ihn für einige Zeit zu entfernen, dann ist das Feld frei. Sobald ich Aussicht habe, ihn anderweitig beschäftigen zu können, schreibe ich und dann mußt Du augenblicklich kommen. Ich würde Valerie zu mir einladen, Dir die Werbung bequem zu machen, aber das gäbe zu viel Gerede. Du mußt kommen, ich kann es Dir nicht ersparen. Man schätzt den Rentier auf eine Million, lass' Dir das Mädchen nicht entgehen. So gut triffst Du's nicht wieder. Reichthum,

Jugend, Schönheit, ein glückliches Temperament und ein Schwiegervater, wie Du ihn Dir nicht passender wünschen kannst. Ich gebe Dir keine Rathschläge, wie Du Dich gegen das Mädchen benehmen sollst. Komm, sieh und siege, wie, das wird mein kluger Sohn von selber wissen.

Deine treue Mutter

Caroline von Favern."

Leopold lachte laut auf, als er den Brief gelesen.

„Der Braunschweiger mein Schwiegervater, Donnerwetter! Aber hundert Meilen deshalb reisen! Ist die Alte verrückt?"

Er warf den Brief in seiner gewohnten, leichtsinnigen Art auf den Tisch. Dort blieb er vergessen liegen, als er kurze Zeit darauf ausging, und hätte leicht in unrechte Hände fallen können, wenn nicht der Bursche, ein sehr ordentlicher und zuverlässiger Mensch ihn gefunden und sehr sorgsam in die gleichfalls herumliegende Brieftasche seines Herrn gesteckt hätte.

Eckard sah seinen Stern steigen, die Wolken, die ihm nachzogen, sah er nicht und keine Ahnung an ihr Dasein kam in seine Seele.

Er war sehr, sehr glücklich, die Wege ebneten sich, die zu seinem Ziele führten. Mit seinem kleinen Patienten besserte es sich mehr und mehr. Die Präsidentin lächelte und winkte Valerien bedeutungsvoll zu, wenn er

mit strahlenden Augen davon erzählte, als wollte sie sagen: „genieße es nur immer voraus, das Glück einer Doktorsfrau, wenn der Mann nach Hause kommt, hat er den Kopf voll von Krankengeschichten, kann dabei gesunde Liebe gedeihen?"

Dennoch war sie immer die Erste, die voll Eifer nach dem Kinde fragte. Es war schon Leben in den todten Fuß gekommen und die sichtbar fortschreitende Heilung, von den glückseligen Eltern in vollem Grade geschätzt und in fast übertriebenem gepriesen, wurde Veranlassung zu einem weiten Schritt vorwärts auf der Bahn des Strebens. Eine seit Kurzem im Hause des Stadtschreibers wohnende Familie, erst vom Lande in die Stadt gezogen und dort völlig unbekannt, nahm ihn auf dessen warme Empfehlung zu ihrem Hausarzt an. So wurde der Boden fester unter seinen Füßen und mit wachsender Zuversicht setzte er den Fuß darauf.

Das Beste sollte noch kommen. Ganz im Geheimen vertraute die Staatsräthin ihm an, daß ihre gute alte Ge'eimerathe wahrscheinlich einem Ruf in die Residenz folgen würde. Die alte Frau war seelenvergnügt darüber.

„Nun werd ich ihn los, ohne daß er stirbt, wie gut, wie gut. Er wird werden der erst Doctor von ein groß, neu Krankenhaus et vous, mon jeune ami, meine liebe Freunte, Sie wird nun werden Leibarzt von

die Alte und Leibarzt von ihr Unt. Ist ein gut alt Mann, ce bon Dieu, ab ich ihn immer gebeten, er soll mich los machen von mein alt Geeimerathe. At er immer gethan, als ört er nicht und auf einmal at er doch geört und at auch gethan. So ganz anders wie wir Menschenkinder, wir red immer so viel und thun so wenig. Aber in ein Fall will ich's ihn nachmachen, da will ich auch nichts red, da will ich nur thun, und das betrifft Sie, meine junge Freunte. Alt Sie die Ohren steif, sag' ich, alt Sie steif. Weiter sag ich nichts, à quoi bon das viel Erzählen. Silence, silence, ah, die Alte kann schweigen, sie kann!"

Einundzwierzigstes Kapitel.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte der Geheimerath Ludolph, Leibarzt Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Friederike zu Fräulein von Wallroden, „mein gnädiges Fräulein, mein Latein geht zu Ende. Ich habe nur noch eine Erklärung für die Krankheit der Frau von Marin und ein Heilmittel vorzuschlagen, wenn ich nicht an Wunder, das heißt an Wirkungen glauben soll, die keine Ursache haben —"

„Das heißt, deren Ursache noch Keiner hat herausfinden können oder denen Keiner abzuhelfen vermochte," unterbrach ihn die Dame.

„Wenn es nicht vielleicht der Polizei gelingen sollte!" sagte der Geheimerath in leisem, aber bedeutungsvollem Ton.

„O schämen Sie sich," entgegnete das Fräulein, von edlem Unwillen erglühend, „fügen Sie nicht noch zu den namenlosen Leiden dieser armen Dulderin ein neues,

das schlimmste von allen, hinzu, indem Sie in dem hinfälligen Körper eine verdorbene Seele vermuthen. Ich sage Ihnen, die eines neugeborenen Kindes ist nicht reiner, unschuldiger, als die unseres armen Schützlings. Bei alledem, was hätte sie davon, ein solches Leiden zu heucheln, eine Hinfälligkeit zu affectiren, die sie in vollständige Abhängigkeit von dem guten Willen, der Barmherzigkeit Anderer versetzt, und halten Sie uns Alle wirklich für so kurzsichtig, daß nicht eine der Damen des Vereins eine so namenlose Falschheit entdecken sollte?"

Der Arzt zuckte mit den Achseln.

„Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Friederike," sagte er in einem, dieser Bewegung entsprechenden Ton, „hätte neulich, als ihr wohlthätiges Herz sie auf den lamentablen Brief der vermeintlichen armen Wöchnerin hin, an das Bett derselben eilen ließ, wahrscheinlich auch an die unnatürliche Größe und Stärke des Kindes geglaubt, das in aller Eile bei dem unerwarteten Besuch Ihrer Königlichen Hoheit von einem Nachbarn geborgt und möglichst mit Kissen zugedeckt wurde, wenn nicht die mangelhafte Instruction desselben zum Verrath geführt und auf die Frage der Prinzessin, ob das Kind schon getauft sei und wie es heiße, der Junge nicht selbst unter den Kissen hervorgeschrieen hätte: ‚Ik heeße Willem.'

Die Hofdame wollte eine wegwerfende Miene an-

nehmen, aber die Erinnerung an jene burleske Scene, deren Zeugin sie gewesen und in Folge welcher sie einen reichlichen Antheil Spott und Neckerei aus dem Munde des höchst jovialen und immer zu Scherz geneigten Regenten mit ihrer hohen Gebieterin hatte theilen müssen, die Erinnerung an den Vorgang und das erschreckte Zurückfahren der Prinzessin, als der Säugling in rauhem Ton zu sprechen anfing, wirkte zu mächtig, sie mußte lachen.

„Kleine Kinder und großer Betrug sind in Praxis Ihrer Königlichen Hoheit wohl eben nicht viel vorgekommen," setzte der Doktor hinzu, „und ich denke immer, auch an diesem Schmerzenslager wird einmal ein unbewachter Moment Zeugniß ablegen für die verderbte Menschheit."

„Wenn Sie Recht haben," fuhr die Hofdame fort, „wenn Sie Recht haben, was soll man dann von den Herren Aerzten und ihrer Wissenschaft denken?"

„Daß sie Menschen sind," entgegnete der Geheimerath trocken, „und daß die Wissenschaft Lücken hat, die mit Allerlei ausgefüllt werden, mit der Phantasie, mit Superklugheit, mit Wichtigthuerei, mit Selbsttäuschung und Selbstvertrauen, mit Gefälligkeit und Devotion."

„Nein, nein," unterbrach ihn Fräulein von Wallroden, „wir beobachten sie so genau. Sie wissen, die

Damen unseres Vereins wechseln sich in der Pflege ab, es ist nicht Eine, die es nicht für eine Art Erbauungsstunde hielte, Zeugin dieses stillen Duldens, dieses sanften Frohsinns trotz aller Schmerzen, dieser stets sich gleich bleibenden Dankbarkeit zu sein. Nein, nein, seit meine Gebieterin sie in der Schweiz kennen lernte, seit die arme Frau dort durch die Treulosigkeit ihrer Pflegerin beraubt und gänzlich hülflos zurückblieb und die Prinzessin sich ihrer annahm, sie hierher bringen ließ und der Wohlthätigkeit des Vereins zur grauen Barmherzigkeit überwies, hat sie durch ihre traurige Vergangenheit, denn Sie wissen doch, daß ihr Vater unter der Guillotine fiel und daß Noth wie Dankbarkeit den letzten Sproß einer zur höchsten französischen Aristokratie gehörenden Familie zu der Mesalliance trieb, die der Tod glücklicherweise bald löste, seit sie, wie gesagt, durch Mittheilung ihrer unglücklichen Lebensgeschichte, sowie durch die schwere Heimsuchung, deren Opfer sie noch ist, die tiefe Theilnahme meiner Gebieterin auf sich lenkte und durch ihre Fürsorge ein Asyl und sorgsame Pflege fand, seitdem hat gewiß Keiner eine unedle, kleinliche Regung in dieser durch das Leid geläuterten Seele entdecken können. Fragen Sie die Damen alle."

„O, ich brauche nur Ihre Königliche Hoheit zu fragen, dann habe ich so ziemlich die Meinung Aller,"

entgegnete der Arzt, wieder in den ihm eigenen, fein satirischen Ton verfallend.

„Mit Ihnen ist nicht zu streiten, Herr Geheimerath,“ entgegnete das Fräulein, „wenn Ihre Menschenkenntniß, die in jeder guten Eigenschaft die Bruchtheile menschlichen Fehls herauszufinden strebt, Recht behält, dann freue ich mich, kein Menschenkenner zu sein, denn ich habe eine unverkürzte Freude an Allem, was mir edel erscheint und ich wiederhole es Ihnen, an der Seele dieser Frau ist nichts auszusetzen.“

„Gnädiges Fräulein, an dem Körper meiner Meinung nach auch nichts, den halte ich für normal.“

„Gut, das heißt so viel, als daß Sie sich nicht länger der Behandlung unserer unglücklichen Freundin unterziehen wollen?“ fragte das Fräulein zürnend.

„Vorläufig will ich nur um die Erlaubniß bitten, eine in meinen Augen gültige ärztliche Autorität zu einer Consultation berufen zu dürfen. Es ist das ein alter Freund von mir, der Professor Leonardi aus B.“

„Und ich bin eben im Begriff, an seinen Neffen, den Doktor Leonardi in D. zu gleichem Zweck zu schreiben. Ich wollte nur erst Ihre Meinung darüber hören und ob Sie zu einer gemeinschaftlichen Berathung mit ihm geneigt sind.“

„Warum nicht, gnädiges Fräulein? Ich habe mein

Möglichstes gethan und halte dafür, daß man nie zu alt ist, sich belehren zu lassen. Wir conferiren dann zu Dreien. Ist Ihnen der Doktor Leonardi bekannt?"

„Frau von Favern empfiehlt ihn mir. Sie kennt ihn schon seit langer Zeit. Er ist ein Schüler seines Oheims gewesen und hat seine Studien dann in Paris, Wien, Prag fortgesetzt."

Bisher hatte der Geheimerath zustimmend genickt, aber als sie jetzt hinzusetzte: „Frau von Favern ist Zeugin einer wahren Wunderkur gewesen, die er an einem seit Jahren gelähmten Knaben verübt, bitte, lesen Sie selbst, was sie darüber schreibt," da verzog sein Gesicht sich spöttisch.

Sie holte einen Brief aus ihrem Schreibtisch und reichte ihn dem Geheimerath. Derselbe enthielt nebst vielen Lobeserhebungen über Eckards persönlichen Charakter eine Beschreibung des betreffenden Krankheitsfalles und der wunderbaren Herstellung, wie nur die Phantasie einer Frau sie erdenken und das Herz einer Frau sie glauben kann.

Auch zuckte es ein wenig um die Mundwinkel des Geheimeraths, als er den Brief zurückgebend ohne weitere Kritik seines Inhalts nur sagte:

„Wohlan, gnädiges Fräulein, lassen Sie den Wundermann kommen."

Fräulein von Wallroden sah ihn etwas mißtrauisch an, dann sagte sie halb und halb ärgerlich:

„Was wird die Consultation mit Ihnen helfen: Sie werden schon im Voraus die Herren für Ihre Meinung einnehmen.“

„Auf mein Wort, ich sage nichts darüber, ich wünsche selbst ein unbefangenes Urtheil,“ versicherte der Geheimerath.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

In einem der ersten Hôtels der Hauptstadt, wenn auch in einem Zimmer des zweiten Stocks, standen Onkel und Neffe Leonardi einander lachend, schwatzend gegenüber. Eckard war am Abend, der Onkel soeben erst angekommen. Von einem Besuch bei dem Buchhändler Heilsberg zurückkehrend, so vergnügt, befriedigt, wie die auf das ganze Wesen und Benehmen des Mannes gegründete Hoffnung, in ihm einen verständnißvollen, reellen Verleger gefunden zu haben, einen jungen Dichter nur immer machen kann und im Begriff, sein ziemlich entlegenes chambre garnie wieder aufzusuchen, begegnete er dem Onkel. Das Erstaunen, auch die Freude war gegenseitig. Ohne Weiteres hatte Eckard in die Droschke einsteigen müssen und im Hôtel de l'Allemagne hatte der Alte, ohne auf weitere Einwendungen zu hören, zugleich ein zweites Zimmer neben dem seinigen für den Neffen bestellt.

Da standen sie nun, erklärend, lachend, schwatzend.

„Dein Weizen muß gut blühen, daß Du schon Vergnügungsreisen unternehmen kannst," rief der Onkel.

„Nein, Onkel, er sproßt erst, aber ich hoffe auf eine gesegnete Ernte. Mit Vergnügungsreisen ist es noch nichts. Ich bin hierher berufen."

„Du?" Der Onkel machte große Augen. „Sage, wer in aller Welt läßt sich solchen Grünschnabel hundert Meilen weit herkommen? Ist ein Sperling vom Dach gefallen und hat sich das Schienbein verrenkt?"

„Nein, Onkel, es gilt einer Dame, die seit zehn Jahren lahm ist."

„Frau von Marin etwa?" rief der Alte.

„Dieselbe."

„Nun da hole doch den alten Ludolph der Teufel! Was fällt ihm ein, daß er uns beide verschreibt? Ueberhaupt, wie kommt er auf Dich, woher kennt er Dich, was schreibt er Dir?"

Eckard war nicht weniger verblüfft als der Onkel.

„Weiß Gott, wie's zusammenhängt," sagte er achselzuckend. „Ich weiß vom Geheimerath Ludolph kein Wort, an mich schrieb Fräulein von Wallroden, Hofdame der Prinzessin Friderike, und bat um meinen Rath. Er warf sich absichtlich in die Brust, als er das sagte.

Der Onkel machte eine tiefe Verbeugung.

„Connexionen bei Hofe! Ich gratulire. Also auf höheren Befehl hier und da kriecht der Junge in ein chambre garnie! Aus Sparsamkeit vermuthlich. Unangebrachte Sparsamkeit! Das Geld an rechter Stelle festhalten und an rechter ausgeben, das ist Sparsamkeit. Soll Dich jeder Lakai über die Achsel ansehen, weil Du bei der Wittwe Jammerthal oder den Fräuleins Soundso wohnst, Cichorienkaffee trinkst und Dich mit schlechtem Thee vergiftest? Bist Du ein Mann, auf den der Hof, also die Welt sieht, so streich' Dich demgemäß an."

Eckard lachte.

„Ich bin im Namen der Barmherzigkeit gerufen, Onkel und noch dazu der grauen —"

„Und da willst Du im Stande sein, ihr die grüne Weisheit billig zu verkaufen. Himmlischer Gott, ist die Residenz so bankerott an dem Artikel, daß sie ihn sich so weit her verschreiben muß? Ist das wegen dem Hundebein, das Du eingerenkt hast?"

Eckard lachte laut.

„Hat die alte Närrin, die Staatsräthin Dich empfohlen?"

„Nein, nein, die nicht, aber eine Dame that es auf das allerdings auch sehr bescheidene Verdienst hin, daß

es mir gelang, eine Besserung in dem Zustande eines seit Jahren gelähmten Kindes hervorzubringen."

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Ist die Dame jung?"

„So über die fünfzig mag sie hinaus sein."

„Hat sie eine Tochter?"

„Nein, sie hat Nichts, ihr Verfahren zu rechtfertigen, als die wohlwollende Meinung, die sie von mir und das gute Zutrauen, das sie zu dem Neffen und Schüler meines Onkels hegt."

„Willst Du den Spott mit Schmeichelei todt machen?" fragte der Professor.

„Nein, Onkel, da würde ich es mir eher zutrauen, Frau von Marins zehnjährige Lahmheit zu heilen, als Deinen Spott lahm zu legen."

„Na, wer ist denn Deine Gönnerin?"

„Die Präsidentin von Favern."

Der Alte fuhr fast zurück.

„Die Präsidentin von Favern? Höre Eckard, ich hasse das Weib und mag sie Dich der himmlischen oder irdischen Barmherzigkeit empfehlen, der Empfehlungsbrief ist in der Hölle ausgestellt. Na, na, widersprich mir nicht. Warte ab, mein Junge, was hast Du mit der Person zu thun? Wie kamst Du zu ihr?"

Eckard war betroffen über den tiefen Groll des

Onkels. Er führte ihn auf Alida zurück und hielt ihn für ungerechtfertigt, wenn auch in der Seele des argwöhnischen Vaters für verzeihlich.

Etwas herabgestimmt erzählte er von ihrem Besuch beim Rentier und von der überaus günstigen Veränderung ihres ganzen Wesens.

„Wie ist mir denn, steht der liebenswürdige Schlingel von Sohn nicht hier in Garnison, hast Du ihn gesehen?“

„Ich war bei ihm, einen Brief seiner Mutter, den sie mir noch am Morgen vor meiner Abreise zuschickte, abzugeben.“

„Das ist auch recht Weiberart,“ brummte der Alte, „um ein paar Groschen Postgeld zu sparen, geniren und plagen sie Andere, den postillon d'amour zu machen. Nun, wie geht's dem großen Ungethüm, dem Riesen Goliath, dem Rossebändiger, dessen beste Eigenschaft es noch ist, daß er sich aus dem Weibervolk nichts macht?“

„Ich fand ihn nicht,“ erzählte Eckard, „er ist gestern Abend abgereist, der Bursche wußte nicht wohin, meinte aber, er würde wohl bald wiederkommen.“

Der Kellner hatte während dessen das vom Doktor bestellte Frühstück servirt. Es war nicht zu verachten, Beide sprachen ihm fleißig zu, der duftende Rheinwein stellte die heitere Stimmung bald wieder her. Noch

während sie dabei saßen, kam Geheimerath Ludolph, von des Professors Ankunft im Voraus unterrichtet, seinen alten Freund zu begrüßen. Unter vortheilhafteren Umständen hätte ihm Eckard, gegen den er doch wohl leise Vorurtheile hegte, nicht vorgestellt werden können. Beim Glase Wein, in Gesellschaft seines alten Freundes, der trotz seines oft derben Humors doch den Neffen in das rechte Licht zu stellen wußte, durch seine eigene Persönlichkeit empfohlen, durch seine Frische, seine Natürlichkeit, sein bescheidenes, gutmüthiges Wesen, sein Eingehen auf jeden Scherz, ja auch durch sein jugendkräftiges Aeußere, den intelligenten Ausdruck seines Gesichts — das Frühstück war noch nicht zu Ende, als der Geheimerath, der, wie fast alle Aerzte, das heißt die gescheuten, ein Menschenkenner war und Jeden nach seiner Eigenthümlichkeit zu nehmen wußte, ganz offenherzig zu Eckard sagte:

„Nach dem Briefe der Präsidentin hielt ich Sie für einen Charlatan und an jedem andern Krankenbett, als gerade diesem, hätte ich mich vor der Berathung mit einem solchen zurückgezogen. Hier war es mir eines Theils gleichgültig, andern Theils nahm ich Rücksicht auf Ihren Onkel. Jetzt freut es mich, Sie kennen gelernt zu haben, und obgleich ich wohl noch nie mit einem so jungen Collegen eine Consultation gehalten, so doch tausend Mal lieber mit dem allerunerfahrensten, als mit einem, der

seine ja an und für sich möglicher Weise sehr verdienstvollen Handlungen in das Reich des Wunderbaren hinüberspielt. Sie werden bei dem vorliegenden Fall reichlich Gelegenheit haben, Ihr gesundes Urtheil zu beweisen, aber das sage ich Ihnen vorher, Sie werden die Dame auch nicht curiren und wenn Sie auch in Paris gewesen und, wie die Präsidentin schreibt, dort ganz besondern Heilmitteln gegen Lähmung auf die Spur gekommen sind."

Eckard fuhr ordentlich heftig auf.

„Das hat sie geschrieben? Wer hat ihr das gesagt? Ich habe es nicht gethan und es ist auch nicht wahr. Das Kind leidet an Scropheln und ich habe nichts an der Behandlungsweise des Geheimerath Heinz geändert, habe sie im Princip beibehalten, aber ich hatte mehr Zeit, die Wirkung zu beobachten. Ich ging häufiger hin und konnte größere Sorgfalt auf den einen speciellen Fall verwenden, das habe ich der Präsidentin gesagt."

Der Geheimerath nickte mit einem Gesicht, auf dem das beste Zeugniß für Eckard's Wahrhaftigkeit zu lesen war, der Professor lachte sich in das Fäustchen.

„Ich würde sagen, die Frau ist eine alberne Gans, wenn ich nicht wüßte, daß sie eine Schlange ist," erklärte Letzterer, „ich möchte nur wissen, was sie eigentlich von Dir will."

„Ihre Absicht halte ich für gut," versicherte

Eckard ein wenig geärgert, „ich wünschte nur, sie hätte sie auf eine mich weniger kompromittirende Weise ausgeführt. Zum Glück kann eigentlich nur Jeder sich selbst lächerlich machen, sonst wäre ihr Verfahren wohl geeignet, mich als einen lächerlich arroganten Menschen hinzustellen. Schade, ich war ihr so dankbar."

Die kleine Verstimmung ging übrigens schnell vorüber und auf's Neue flogen Witz- und Scherzworte hin und her, bis dann der Zweck der Zusammenkunft mehr in den Vordergrund trat und Frau von Marins eigenthümliches Leiden Gegenstand des Gesprächs wurde.

Der Geheimerath hielt der Hofdame Wort. Er beschrieb die Symptome der Krankheit in ganz ernster Weise ohne der Zweifel zu erwähnen, durch die er den Zorn des Fräuleins erregt. Er äußerte sich nur etwas geringschätzig über den ungeheuren Aufwand von Mildthätigkeit, über die Exaltation der Damen, die förmliche Wallfahrten zu der Kranken unternahmen, über den Luxus, mit dem man sie umgab.

„Hältst Du sie für heilbar?" fragte der Professor.

Der Geheimerath zögerte ein wenig, dann sagte er lakonisch: „Ja."

„Dann brauchst Du uns ja nicht," meinte der Professor, „denn wenn Du sie für heilbar hältst, mußt Du das Mittel wissen."

„Ich will es nicht auf meine alleinige Verantwortung anwenden,“ sagte der Geheimerath.

„Ist es solch’ scharfes Gift?“ fragte der Professor.

„Es fördert wenigstens viel verborgene unreine Säfte an’s Tageslicht,“ meinte der Geheimerath mit eigenthümlichem Gesichtsausdruck. „Wir werden ja nachher darüber sprechen. Wie ist es,“ er wendete sich an Eckard, „muß mein junger Kollege erst dem Fräulein von Wallroden aufwarten?“

„Fräulein von Wallrodens Brief verweist mich darauf, mich bei Ihnen zu melden, Herr Geheimerath,“ entgegnete Eckard.

„Das ist vernünftig, das heißt, ohne Umwege auf den Zweck losgehen,“ sagte der Geheimerath. „Mein Wagen hält vor der Thür, ich denke, wir fahren gleich zur Marin. Es ist zudem die Zeit, in der Fräulein von Wallroden dort zu sein pflegt. Ich denke, wir sind in der rechten Stimmung.“

„Weinselig,“ meinte der Professor.

„Weinfröhlich,“ verbesserte der Geheimerath mit einem prüfenden Seitenblick auf Eckard.

„Auch das nicht einmal, nur lebensfröhlich,“ erklärte dieser lachend, den Blick richtig verstehend.

Die beiden alten Herren sahen ihn wohlgefällig an.

„Na, nun hübsch zusammengenommen, nun sollst

Du Dir die Sporen verdienen," sagte der Onkel, während sie die Treppe hinuntergingen, „leicht wollen wir es ihm nicht machen, nicht?" wandte er sich an den Geheimerath, „dem jungen Windhund, den Frauengunst zwischen zwei alte Bullenbeißer gestellt hat."

„Die großen Hunde thun den kleinen nichts," meinte Eckard.

„Er hat seine Hundeweisheit von einem Affenpinscher her, mit dem er seine Praxis begonnen hat," spottete der Professor, „schade, daß es sich hier nicht auch um das Schoßhündchen einer Dame handelt, dann wollten wir alten Kerle die Waffen strecken."

„Beinah ist es so," versicherte der Geheimerath, „die Dame aber ist eine Prinzessin und" — er hielt inne und setzte leise für sich hinzu, „da streichelt Alles das kluge Hündchen."

„Spotte nur, Onkel und Sie, Herr Geheimerath," rief Eckard, er half Letzterem, während er das sagte, in den Wagen, da dem alten gichtischen Herrn das Einsteigen immer etwas schwer wurde, „Jugend ist manchmal eine Stütze des Alters und hilft der versagenden Kraft auf."

Er schlug den Wagentritt in die Höhe und schwang sich über denselben fort leicht in den Wagen.

„Ja, was gesunde Füße nicht können!“ meinte der Geheimerath.

„Auf einen Wettkampf im Springen wollen wir uns nicht einlassen, da bleibt der Sieg Dir unbestritten,“ setzte der Professor hinzu.

„Gott, käme mir doch heut' ein genialer Gedanke!“ sagte Eckard. „Wenn ich es je gewünscht, mich zeigen zu können, so heut, diesem skeptischen Alter gegenüber.“

Die Beiden, denen der Stoßseufzer galt, lachten.

„Ja, so die Idee zu einer Wunderkur, nicht?“ meinte der Geheimerath. „Sympathie, Magnetismus — oder das Geheimmittel aus Paris! Ja, wir beiden armen alten Teufel sind nicht in Paris gewesen. Nun wollen wir sehen, was für ein Licht er uns aufstecken wird.“

„Wer weiß, es ist noch nicht aller Tage Abend!“ rief Eckard übermüthig.

„Er ist zu großen Dingen entschlossen,“ fuhr der Geheimerath in demselben neckenden Ton fort.

„Ja, vorläufig auch dazu, mein Gebiß, dem die Weisheitszähne noch fehlen mit denen der Bullenbeißer, denen sie noch nicht ausgefallen sind, zu messen, Einer gegen Zwei,“ sagte Eckard.

So ging's fort mit Spott und Scherz und Neckerei,

Angriff und Gegenwehr, bis der Wagen vor der Wohnung der Frau von Marin hielt.

„Die Dame ist schön, halten Sie Ihr Herz fest,“ flüsterte der Geheimerath Eckard zu, als sie ausstiegen.

Frau von Marin wohnte auf Kosten des Vereins in einer kleinen freundlichen Parterre-Wohnung in einer der Vorstädte. Zwei Zimmer und ein Entrée, durch freiwillige Beisteuer der Damen eingerichtet, von denen manche ihr bestes Stück Möbel hergegeben hatte. Der Verein hielt ihr eine Wärterin, und zwei Damen hatten abwechselnd die Wache, nach dem Rechten zu sehen, während es den Andern freistand, sie zu besuchen, wenn ihr Herz und ihr Pflichtgefühl sie dazu trieben. Auf Befehl der Prinzessin Friederike wurde sie aus der königlichen Küche beköstigt und außerdem strömten ihr Erquickungen und Leckerbissen von allen Seiten zu. Gewiß mußte sie eine ausgezeichnete Persönlichkeit sein, daß eine so über alle Ufer gewöhnlicher Menschenliebe übergefluthete Wohlthätigkeit noch keine Reaktion erlitten hatte, wie es doch eigentlich meist das Loos exaltirter Gefühlsäußerung ist, daß sie in Dürftigkeit und Mangel umschlägt.

Fräulein von Wallroden empfing die Herren im ersten Zimmer. Der Geheimerath Ludolph stellte ihr seine beiden Kollegen vor. Sie grüßte sie freundlich, sagte aber doch etwas betroffen zu Eckard:

„Sie sind noch sehr jung, Herr Doktor.“

„Gnädiges Fräulein, das ist nicht meine Schuld,“ entgegnete er, „ich bin nicht nach meinem Alter gefragt worden.“

„Nein, freilich, gewiß, es ist nicht Ihre Schuld, auch beabsichtigte ich keinen Tadel,“ entgegnete sie mit kühler Höflichkeit und setzte dann mit einer scherzhaft sein sollenden Wendung hinzu: „Wenn wir das Alter der drei Herren zusammennehmen, haben wir immer noch eine gehörige Anzahl von Jahren zusammen und werden nichts von jugendlicher Uebereilung zu fürchten haben.“

Eckard verbeugte sich stumm, sich die äußerste Zurückhaltung gelobend, die Dame fuhr fort:

„Es ist kein Mißtrauensvotum für den Herrn Geheimerath, daß wir uns nach anderer Hülfe umsehen. Er selbst erklärt sich diesem Leiden gegenüber für incompetent.“

Der Geheimerath antwortete nur mit einem Lächeln. Geärgert durch dies Lächeln und ihrer Sache sicher, setzte Fräulein von Wallroden mit vornehmer Kälte hinzu:

„Der Geheimerath ist geneigt, da an Betrug zu glauben, wo die Krankheit nicht höflich genug ist, seinen Bemühungen zu weichen.“

Wieder lächelte der Geheimerath und die Dame fuhr heftiger fort:

„Beweisen Sie erst, daß der Schnee schwarz und die Sonne dunkel ist, dann will ich Ihrer Anschauung glauben. Meine Herren, ich bitte, mir zu folgen, ich bitte Sie, eine recht genaue Prüfung anzustellen und mich über Ihre Meinung, möge sie ausfallen wie sie wolle, nicht im Dunkel zu lassen. Frau von Marin hat sich selbst längst aufgegeben und es ist nur ihre sanfte Fügsamkeit, die sich immer wieder neuer ärztlicher Hülfe unterwirft. Es ist Pflicht, sein Leben zu erhalten und selbst durch Passivität darf man nicht seine Tage zu verkürzen suchen. Hier gilt es nicht allein, einem quälenden Leiden abzuhelfen und die Wissenschaft vor einer Niederlage zu retten, hier gilt es auch, den Unglauben zu überführen und ich muß mich schuldig bekennen, auf diesen letzten Punkt fast das meiste Gewicht zu legen. Allen Respekt sonst vor dem Charakter des Herrn Geheimerathes, ich habe ihn immer zu meinen Freunden gezählt, aber in dieser Angelegenheit stehe ich ihm geharnischt gegenüber."

„Ja," sagte der so Angegriffene, „geharnischt mit weiblicher Treusamkeit und als Arrièregarde einen ganzen hochachtbaren weiblichen Orden, der Barmherzigkeit auf seinem Panier, aber, pardon Gnädigste, nicht auf der Zungenspitze trägt. Meine Herren Collegen wissen, was sie zu erwarten haben, wenn sie unglücklicher Weise meiner Meinung sein sollten."

„O nein,“ unterbrach ihn die Dame lebhaft. „Gerade dadurch, daß ich denselben Ihren Verdacht mitgetheilt habe, beweise ich, daß ich ihnen ein bestochenes Urtheil weder zutraue, noch es will. Ich will nur Ueberzeugung, falle sie aus, wie sie wolle, aber unwiderlegliche, meine Herren!“

Sie erhob sich und schritt auf die Thür des Krankenzimmers zu, der Professor folgte mit einem höchst neugierigen Gesicht, Eckard mit einer auf's höchste erregten Spannung.

Sie traten in ein helles, freundliches Gemach, das in seiner ganzen Ausstattung tausend Beweise liebevollster, ja fast studirter Sorgfalt an sich trug. Der Lichtstrahl, der durch die Fenster drang, durch rothe Vorhänge gemildert, der Fußboden mit Teppichen bedeckt, ein Krankentisch, jetzt bei Seite geschoben, mit Büchern, Kupferstichmappen, Albums aller Art bedeckt, hier ein kühlendes Getränk in Eis gestellt, dort ein Korb mit Früchten, eine Vase mit Blumen und die Atmosphäre, die durch eine offene Ventilatur in der einen Fensterscheibe rein und frisch erhalten wurde, von den feinsten Parfums durchduftet.

Die beiden Damen du jour saßen am Fenster. Sie erhoben sich grüßend und die eine derselben legte das offene Buch fort, aus dem sie eben vorgelesen hatte.

Die Kranke ruhte halb angekleidet und in mehr sitzender als liegender Stellung auf einem Ruhebett. Ein weicher, weiter Schlafrock von hellblauem, feinem Wollenstoff mit weißseidenen Aufschlägen, ein Geschenk der Prinzessin, umschloß sie in weichen, reichen Falten, eine eben solche Decke war über ihre Füße gebreitet, ein schwarzes Kantentuch deckte das blonde Haar, das in seinem hellen Glanz dazu beitrug, der ganzen, schmachtend hingegossenen Gestalt mit dem fein geformten Kopf, den zarten Gesichtszügen, fast ätherisch zart und den großen, blauen, frommen Augen etwas Mondscheinartiges zu geben, was der Verein der grauen Barmherzigkeit verklärt, engelhaft nannte. Ihre Hände, von marmorähnlicher Weiße, ruhten über einander gelegt auf ihrem Schooß. Sie erhob beim Geräusch der sich öffnenden Thür die großen, schönen Augen und richtete sie auf die Eintretenden, langsam gingen sie von Einem zum Andern. Plötzlich durchzuckte es sie, ihr Gesicht wurde noch bleicher, sie schloß die Augen, aber ehe noch Fräulein von Wallroden und die Damen zu ihrer Hülfe herbeigeeilt, hatte sie sich schon wieder erholt.

„Sie sehen in mir ein armes Opfer körperlicher Leiden, meine Herren,“ sagte sie in einem lieblich musikalischen Ton und mit bezaubernder Miene, „ein recht heimgesuchtes Opfer, aber zugleich den Gegenstand so

vieler Liebe und Sorgfalt, daß ich manchmal versucht bin, Gott für die mir auferlegten Schmerzen zu danken, wenigstens, wenn sie nicht gar zu arg sind," setzte sie hinzu.

Der Geheimerath und der Professor hatten an dem Ruhelager Platz genommen, Eckard wies den ihm gebotenen Stuhl zurück, er stellte sich, mit dem Rücken an den Ofen gelehnt, der Kranken so gegenüber, daß er jeden Zug ihres Gesichtes genau beobachten konnte. Unbedingt hatte ihre Erscheinung ihn frappirt, sie war auch liebreizend genug, einen Jeden zu überraschen; er war fast zurückgefahren, als er sie zuerst erblickte, ein Ausruf des Erstaunens drängte sich über seine Lippen, er hielt ihn zurück und was es auch gewesen sein mochte, was ihn bei ihrem Anblick frappirt, so hatte er seine Fassung wieder gewonnen, ehe Jemand seine Bewegung bemerkt, und jetzt, als der Professor sein medizinisches Verhör begann, malte sich in seinen Zügen nichts, als die gespannteste Aufmerksamkeit. Der Professor fragte sehr genau, die Antworten waren ebenso kurz wie bestimmt. Manchmal entfuhr ihm ein „hm," manchmal sah er den Geheimerath kopfschüttelnd an. Fräulein von Wallroden studirte seine Gesichtszüge mit gespannter Aufmerksamkeit, die Kranke selbst sagte sehr sanft und ergeben:

„Ich danke sehr für Ihre Bemühung, aber Sie werden mich ebenso wenig herstellen, wie Ihre Herren Kollegen. Es ist Alles versucht und Alles vergebens. Ach, wenn man mich ruhig wollte leiden und sterben lassen!"

„Sie leiden zwar unter sehr günstigen Verhältnissen, meine gnädige Frau," sagte der Geheimerath Ludolph, „unter so günstigen Verhältnissen, daß Mancher um den Preis dieser Pflege krank sein möchte, aber —"

„Ach, ein Stück Brod und die Gesundheit!" sagte sie in einem so sehnsüchtigen Ton, daß Fräulein von Wallroden ihr mitleidig zunickte und die andern Damen sich die Augen wischten.

Der Professor stand auf. Ein langgedehntes „Hm" war alles, was er sagte. Er machte eine Bewegung gegen den Geheimerath, als wolle er andeuten, daß es Zeit sei, sich zurückzuziehen. Zu seinem größten Erstaunen nahm Eckard auf dem nun leer gewordenen Stuhl Platz, indem er mit einem Blick auf Fräulein von Wallroden zwar sehr bescheiden, aber doch mit großer Bestimmtheit sagte:

„Wenn Sie erlauben, verschaffe ich mir nun auch noch Ueberzeugung über den Zustand der Patientin."

Der Kranken traten die Schweißtropfen auf die Stirn, Fräulein von Wallroden trocknete sie ihr liebe-

voll mit ihrem eigenen Battisttuche ab, indem sie sagte:

„Das lange Verhör hat die Arme erschöpft, ich denke, wir gönnen ihr jetzt Ruhe!"

„Nicht das Verhör," widersprach Eckard, „der Eindruck geht von meiner Person aus."

Der Geheimerath warf dem Professor einen fragenden Blick zu, dieser zuckte die Achseln. Sie mochten beide denken, Eckard wolle sich wichtig machen.

„Magnetismus!" sagte der Geheimerath äußerst ironisch.

Ueber Eckard's Gesicht zuckte es, erst wie Aerger über den geringschätzenden Ton des alten Herrn, dann wie ein aufleuchtender Gedanke.

„Ja wohl, Magnetismus!" bestätigte er und sah Frau von Marin starr an. Diese wurde roth und blaß, auf ihrem Gesicht spiegelte sich Angst, Zweifel, bange Erwartung.

Des Professors Lippen entfuhr ein nicht sehr hofmännischer Fluch, Fräulein von Wallroden richtete ihre hohe Gestalt noch etwas höher auf.

„Lassen Sie mich nicht magnetisiren," bat Frau von Marin mit einem flehenden Blick auf die Hofdame, während die beiden Hofdamen du jour, zwei junge Mädchen aus den höchsten Ständen, erschrocken in die ent-

fernteste Ecke des Zimmers flüchteten. Fräulein von Wallroden wollte Einspruch thun.

„Es ist zu spät," erklärte Eckard, „wir stehen schon im engsten Rapport, jede Störung gefährdet die Kranke."

„Ist er verrückt geworden? Wirkt der Rheinwein noch?" dachte der Professor.

„Was will er mit dem Possenspiel?"

„Wahrscheinlich ein Pariser Geheimmittel," beantwortete der Geheimerath den fragenden Blick der Hofdame.

Indem war die Scene, ob Gaukelspiel, ob Ernst, in vollem Gange.

„Geben Sie mir die Hand," gebot Eckard, „geben Sie mir die Hand; die Folgen auf Ihr Haupt, wenn Sie sich weigern!" setzte er in strengem Tone hinzu.

Ein ungewisser Blick aus den Augen der Patientin schien angstvoll zu fragen: „Was willst Du, mich verderben oder mir helfen?"

„Die Hand!" wiederholte Eckard mit scharfer Betonung.

„Wahrhaftig, sie thut es," rief die Hofdame entsetzt.

Die beiden jungen Mädchen wurden leichenblaß. Der Geheimerath und der Professor verständigten sich mit einem Blick.

„Der Wetterjunge,“ brummte der Professor zwischen den Zähnen, „er zahlt gut heim,“ während sich auf des Geheimeraths Gesicht noch Zweifel spiegelten, nicht über den Thatbestand der Sache, sondern über Eckard's Absicht.

„Stehen Sie auf,“ fuhr dieser jetzt in derselben Weise fort, und erhob sich von seinem Stuhl.

Frau von Marin rührte sich nicht.

„Unmöglich!“ stöhnte sie. „Wollen Sie mich tödten?“

„Nein, heilen will ich Sie. Sie werden aufstehen, ich befehle es Ihnen. Verderben über Sie, wenn Sie sich weigern!“ Sein Ton wurde bei jedem Satz strenger, sein Auge drohender.

Sie erhob sich, leichenblaß, zitternd, kaum fähig zu stehen, aber sie that es.

Fräulein von Wallroden trat heftig vor, als wolle sie einschreiten, aber sie besann sich anders und blieb ohne ein Wort zu sagen und kein Auge von Frau von Marin wendend, stehen. Die beiden jungen Damen hielten sich zitternd umfaßt.

„Mir folgen,“ gebot Eckard und schritt, mit dem Gesicht gegen sie gekehrt und sie immer mit demselben starren, drohenden Blick fixirend, ihr rückwärts voran und führte sie, die ihm mit wankenden Knieen folgte, durch die ganze Stube. „Meine Kur ist zu Ende,“

erklärte Eckard mit einer Verbeugung gegen Fräulein von Wallroden, dann sich gegen den Geheimerath wendend, fügte er lächelnd hinzu: „Pariser Studien!“

„Ich wünsche allen Ihren Kuren ähnlichen Erfolg und werde darauf antragen, daß Sie als Gefangenenarzt placirt werden, um diese kostbaren Studien zum Nutzen der tugendhaften Menschheit zu verwerthen,“ entgegnete dieser.

Fräulein von Wallroden hatte sich unterdessen von ihrer Bestürzung erholt. „Wer ist sie und woher wußten Sie, daß sie eine Betrügerin ist?“ fragte sie streng.

„Ich sah sie vor drei Jahren in Paris. Sie hieß damals Eugenie Beaufort und hatte den vollen Gebrauch ihrer Glieder, aber sie spielte die Somnambule und wirkte durch die Wunder der Hellseherei auf das Publikum. Wie hier das Mitleid und hochherzige Güte, beutete sie dort Neugier, Wissensdurst und Aberglauben zu ihren Zwecken aus.“

„Es ist gut,“ sagte die Hofdame, „sie ist entlarvt, aber ich würde Ihnen dankbar gewesen sein, wenn Sie dieselbe entlarvt hätten ohne mich, die ich hier an Stelle meiner hohen Gebieterin stehe, zur Zeugin eines übermüthigen Possenspiels zu machen.“

„Ich hatte es mit einer ausgelernten Betrügerin zu thun und sollte unwiderlegliche Ueberzeugung schaffen,“ entschuldigte sich Eckard.

„Das ist Ihnen wenigstens gründlich gelungen," fuhr Fräulein von Wallroden fort, „und Sie mögen Recht haben, einer so schlauen Heuchlerin gegenüber so rücksichtslos verfahren zu sein. Mein Unmuth gilt nicht Ihnen, der gilt der erfahrenen Täuschung. Es sind viele edle Empfindungen hier verschwendet worden."

„Und andere gute Dinge dazu," bemerkte der Geheimerath Ludolph, „von dem Ueberfluß hier hätte mancher wirklichen Armuth abgeholfen werden können, während er hier den Betrug förderte. Ich glaube nicht, daß Frau von Marin für die edlen Empfindungen den Gebrauch ihrer gesunden Glieder hingab."

Fräulein von Wallroden biß sich auf die Lippen.

„Vielleicht," sagte sie, „würde ich die Moral der Geschichte begriffen haben, ohne diesen Kommentar, im Augenblick," setzte sie jedoch, ihre Gefühle des Unwillens bekämpfend, hinzu, „wirken Aerger und Kränkung stärker, als die Einsicht."

Währenddessen lag der vermeintliche Abkömmling der höchsten französischen Aristokratie schluchzend auf den Knieen vor ihrem Ruhebett. Jetzt sich aufrichtend und mit einer rührenden Geberde die gefalteten Hände nach Fräulein von Wallroden ausstreckend, rief sie:

„O, verlassen Sie mich nicht! Was habe ich denn Schlimmes gethan! Wem hat es geschadet, daß ich mich

zum Gegenstand der Sorge, der Liebe machte? Wen habe ich beraubt?"

„Die Armuth," sagte der Geheimerath Ludolph mit Nachdruck.

„Ich bin auch arm und will nicht arbeiten, ich will nicht Gouvernante sein und im Hintergrund stehen. Ich bin noch jung, ich bin schön, ich will geliebt sein, ich will nicht darben. Ich habe jede Freundlichkeit gelohnt mit Freundlichkeit, ich habe Allen wohlgethan, die zu mir kamen, wen geht es etwas an, wenn ich mich freiwillig des Gebrauchs meiner Glieder beraubte, um das Wohlleben zu haben, das ich mir dadurch errang?"

Fräulein von Wallroden wendete sich ohne eine Erwiderung von der Bittenden ab.

„Kommen Sie, meine Damen," sagte sie zu den beiden Mädchen, „ich bringe Sie in meinem Wagen zu Hause. Ich denke, wir verlassen Alle diesen Schauplatz der Erbärmlichkeit und des Betrugs. Ich will der Prinzessin Bericht abstatten, sie mag das Weitere beschließen. Wo logiren die Herren?" fragte sie den Professor Leonardi und Eckard.

„Hôtel de l'Allemagne."

Sie verbeugte sich grüßend und verließ mit den jungen Mädchen das Zimmer. In der Thür drehte sie

sich noch einmal um und sah die Herren mit einem auffordernden Blick an.

„Herr Geheimerath, Herr Professor,“ sagte sie mit feinem Lächeln, „ich meine die Patientin hat kein weiteres Recht auf Ihre ärztliche Fürsorge und kann sich selbst überlassen werden. Herr Doktor Leonardi, Sie sind der jüngste, darf ich Sie bitten, voran zu gehen und meinen Wagen zu rufen? Ich vermuthete keine so schnelle Rückkehr und schickte den Lakaien noch mit einem Auftrage fort.“

Eckard stürzte fort, die beiden alten Herren, Fräulein von Wallrodens Absicht wohl verstehend, folgten ihr lächelnd. Am Wagen verabschiedete sie dieselben.

„Die Posse ist aus und das nun folgende Trauerspiel unterbleibt auf höheren Befehl,“ bemerkte der Geheimerath ironisch.

Der Professor maß den Neffen mit lachendem Blick.

„Junge!“ brach er dann los und schlug ihm derb auf die Schulter. „Du bist ein gemachter Mann jetzt, gut, daß Du Hôtel de l’Allemagne und nicht Hinterwäldlerstraße chambre garnie wohnst.“

Dreiundvierzigigstes Kapitel.

Noch am Abend desselben Tages hatte Eckard eine Audienz bei der Prinzessin Friederike, der er von der Abenteurerin und seiner Bekanntschaft mit ihr in Paris erzählen mußte, was er irgend wußte. Es war nichts, was Aufschluß über ihr eigentliches Origine gab. Sie war in Paris die Heldin des Tages, als er hinkam. Sie war dort mit einem älteren Herrn, der für ihren Onkel galt und, wie man sagte, das Interesse an ihrem eigenthümlichen Zustand im Geheimen zu seinem Vortheil ausbeutete. An gemeinschaftlichen Betrug dachten die Wenigsten, die Meisten wurden durch den allgemeinen Hang zum Wunderbaren angezogen. Viele durch ihre Schönheit, ihre Schwärmerei, ihr außergewöhnliches Wesen. Ob solche Augenblicke höherer Erleuchtung im menschlichen Organismus, ob ein solcher Grad von Selbsttäuschung möglich oder ob das Geheimniß der Ekstase nur durch Betrug zu erklären sei, auch

das zog Viele an. Der Salon der Dame wurde nie leer. Schlafend bethörte, frappirte, interessirte sie die staunenden, wißbegierigen, zum Theil gläubigen Zuhörer durch ihre seltsamen Offenbarungen, wachend erhöhte sie den Zauber und zerstreute jeden Verdacht durch die einfache Kindlichkeit ihres Betragens. Eckard gestand, daß sie es vielfach auf seinen Wunsch versucht, sich mit ihm in Rapport zu setzen, zuletzt aber seine Natur entweder für eine ihr feindlich gesinnte oder für eine zu nüchterne erklärt habe, um einen Theil an der überirdischen Erleuchtung ihrer zweiten, ihrer höheren Natur haben zu können. „Dennoch," erzählte Eckard, „habe sie seine Phantasie auf's Aeußerste erregt, er habe sich gequält, Unglaubliches zu glauben und Unverständliches zu verstehen und sei in Gefahr gewesen, den eigentlichen Zweck seines Pariser Aufenthalts, die praktischen und wissenschaftlichen Studien in den dortigen berühmten Krankenhäusern und medizinischen Lehranstalten betreffend, vollständig zu verfehlen, als einer seiner Freunde, Doktor von Wagnitz, ihn von dem Bann erlöst, ihn gründlich lächerlich gemacht, mit vielem gesundem Verstand gegen dies prätendirte Wunder zu Felde gezogen sei und ihm endlich dringend sein Wort abverlangt habe, nicht mehr zu der schlauen Betrügerin hinzugehen."

Die Frage, ob Doktor von Wagnitz die Dame ge=

kannt und ob er gleichfalls zu den Besuchern ihres Salons gezählt, beantwortete er mit Nein. „Nur ein einziges Mal habe er ihn bewegen können, ihn zu begleiten und da habe die Dame im Schlaf gelegen, als er hingekommen, sein krasser Unglaube an all dergleichen und sein Widerwille vor jeder Art öffentlicher Schaustellung habe ihn jedoch das Erwachen derselben nicht abwarten lassen. Er habe ihn mit sich fortgezogen und nach eifriger Polemik über den Gegenstand ihn zu schon erwähntem Versprechen bewogen."

Eckard erzählte noch, als die Thür sich öffnete und der König eintrat.

„Pardon, Friederike! ich will den Wunderdoktor kennen lernen," sagte er leichthin im Eintreten und Eckard mit freundlichem Kopfnicken grüßend, „den Wunderdoktor, der Friede und Ruhe und gesunde Vernunft in's Land bringt. Setzen Sie sich, beschreiben Sie mir den Vorfall von Anfang bis zu Ende."

Ein leichter Schatten flog über das Antlitz der Prinzessin.

„Ew. Majestät vergessen die peinliche Rolle, die unserm Verein, die gewissermaßen auch mir in dem Drama zufiel," sagte sie.

„O nein, nicht peinlich, die Rolle der Samariterin ist immer schön," entgegnete der König mit einem so

wohlwollendem Lächeln, daß Eckard meinte, nie ein ähnliches gesehen zu haben. „Die Harmlosigkeit, die aus Unkenntniß des Schlechten schlau gespieltem Betruge zum Opfer fällt, ist mir allezeit ehrwürdig und rührend, aber wir haben da nicht lauter Harmlosigkeit und uneigennützige Aufopferung in dem hochehrwürdigen Schwesterorden und ich gestehe es, daß die graue Barmherzigkeit en masse düpirt ist, das ist mir ein ganz köstliches Vergnügen. Ein wundervoller Einfall, die Sünderin mit ihren eigenen Waffen zu schlagen und mit einer Reminiscenz aus altem trügerischen Possenspiel dem neuen ein Ziel zu setzen. In der Posse zugleich eine tiefe Moral, ein Beweis für die lange nicht genug durchschlagende Wahrheit, daß in der Sünde selbst die Strafe wurzelt. Frau von Marin oder eigentlich ist sie ja wohl eine Montmorency oder Larochejaquelin," fügte er mit einem neckenden Blick auf die Prinzessin hinzu, „mag gut erschrocken gewesen sein, als sie in Ihnen einen Pariser Bekannten erblickte. Sie erkannte Sie doch?"

„Augenblicklich, denn sie wurde beinahe ohnmächtig," entgegnete Eckard.

„Und Sie, Sie waren auch gar nicht in Zweifel über die Identität ihrer Person mit jener der Hellseherin?"

„Ew. Majestät zu Befehl, nicht einen Augenblick."

„Und wie kam Ihnen die Idee, sie und eigentlich auch ihre ganze Umgebung, ja die halbe Residenz, die an die Heilige glaubt, so unbarmherzig zu persifliren? Es war ein gewaltiges Spiel!"

„Ew. Majestät die Wahrheit zu gestehen, mich stachelte der Uebermuth," gestand Eckard ehrlich. „Als ich mich der Dame näherte, geschah es nur in der Absicht, sie durch meine Fragen zu einem Geständniß zu bringen, der Herr Geheimerath Ludolph regte selbst die Idee zu dem Possenspiel in mir an. Er war es, der zuerst das Wort Magnetismus aussprach und mit einem Spott in Ton und Blick, der nicht schmeichelhaft mein Verfahren im Voraus kritisirte."

Der König lachte.

„Ja, ja, mit meinem guten Geheimerath ist besser Rheinwein trinken als Kirschen essen," sagte er scherzend.

„Ersteres hatten wir gethan," versicherte Eckard treuherzig.

Der König lachte wieder.

„Ew. Majestät, wahrhaftig aber nicht zu viel," betheuerte Eckard, „aber vergnügt waren wir und ich mußte viel Scherz und Neckerei aushalten, des unverdienten Vorzugs wegen und da man mir meine Studien in Paris vorwarf, da wollte ich doch den Herrn zeigen, wozu sie gut gewesen."

„Sehr gut, sehr gut," applaudirte der König, „und das spielte alles in Gegenwart des Fräuleins von Wallroden und sie lauschte natürlich mit Andacht der wunderthätigen Kur, die an der wunderthätigen Heiligen verübt wurde?"

„Das gnädige Fräulein begriff im ersten Moment, wo ich die Dame zwang, mich anzusehen, daß es sich um einen Betrug handelte und ließ mich ohne jede Einmischung meine magnetische Kur vollenden," sagte Eckard in sehr achtungsvollem Ton, der ihm einen freundlichen Blick der Prinzessin eintrug.

„Weiter, weiter, also wie machten Sie's?" drängte der König.

In so dringender Weise und mit so viel Natürlichkeit aufgefordert, ließ Eckard alle Zurückhaltung fahren und spielte die ganze Scene seinen hohen Zuschauern vor, so wie er sie daheim Valerien und Tante Trautlieben vorgespielt haben würde. Der Monarch, der bei allem Ernst, aller Würde seines Charakters und seines Wesens sehr zu frohem Scherz geneigt war, lachte, daß er sich schüttelte, die Heiterkeit wirkte ansteckend, auch in der Prinzessin Friederike siegte der Humor der Geschichte über das Tragische derselben und Eckard, als er seinen Rundgang durch das Zimmer vollendet hatte und der

weiteren Befehle harrend stehen blieb, hielt selbst nur mit Mühe einen lauten Ausbruch der Lustigkeit zurück.

„Vortrefflich gemacht, mein bester Doktor," sagte der König jetzt, „ganz vortrefflich und ich danke Ihnen noch ganz besonders, den Strom des Mitleids, der durch all' die Nebenflüßchen sentimentaler Empfindungen, eiteln Ehrgeizes, müßiger Nachahmungssucht u. s. w. u. s. w. angeschwollen, alle gesunde Vernunft zu überschwemmen drohte, zur rechten Zeit eingedämmt zu haben. Mag es auch auf etwas übermüthige Weise geschehen sein — Sie sind jung, da gehört der Uebermuth hin und wo er nicht aus Ueberhebung entspringt, was man aber den Menschen an der Nasenspitze ansieht, da ist er doch nur ein Beweis eines glücklichen Temperaments. Ich mag fröhliche Menschen gern, lieber Doktor."

Eckard verbeugte sich schweigend. Der König richtete noch einige Fragen an ihn, sein verflossenes Leben, seine Studien, seine Aussichten für die Zukunft betreffend, Eckard antwortete bescheiden und zur Sache.

„Was haben Sie für Aussichten in D. für Ihr Fortkommen als Arzt?" fragte er dann.

„Ew. Majestät, die, die jeder Anfänger hat, man muß ohne alle Rücksicht auf Einträglichkeit der Praxis, auf's Strengste und Eifrigste seine Pflicht thun, um sich nur erst aus dem Dunkel emporzuarbeiten." —

„Und dann?“ fragte der König erwartungsvoll.

„Nun dann, Ew. Majestät, muß man erst recht bei dem Eifer und der Strenge bleiben, um im Hellen die Probe auszuhalten.“

„Wenn man aber bei allem Eifer und Ernst nicht vorwärts kommt? Gibt es nicht Beispiele davon?“ fragte der König.

„Ew. Majestät, Aerzte und Advokaten, wenn die etwas gelernt haben, müssen sie fortkommen,“ entgegnete Eckard, „denn es gibt überall mehr Streit als Friede, mehr Kranke als Gesunde im Menschengeschlecht.“

Der König lachte über die Antwort.

„Sie abstrahiren also vom Glück?“

„Es hilft schneller zum Ziel, ich heiße es als Arzt willkommen und möchte es als Mensch nicht entbehren.“

„Sie sind also doch glücklich. Doch was frage ich erst, jung, gesund, fröhlich, am Anfang einer hoffnungsvollen Laufbahn! Sind Sie verheirathet?“

„Nein, Ew. Majestät.“

„Verlobt?“

Eckard verneinte abermals.

„Sie stehen also noch sehr frei da in der Welt. Hängen Sie besonders an D..? Wie wäre es, wenn Sie nach der Residenz übersiedelten? In nächster Zeit wird das neue Krankenhaus eingeweiht, die Stelle des

ersten Arztes ist vergeben, Sie kennen den Geheimerath Heinz? —"

Eckard bejahte.

„Auch wären Sie dazu zu jung und noch nicht genugsam bewährt, aber die Nebenstellen sind noch nicht definitiv besetzt —"

Er sah Eckard forschend an, diesem klopfte das Herz hoch auf in Dankbarkeit und Freude, dann sagte er, sich tief verbeugend:

„Die Gnade Ew. Majestät beglückt mich tief, aber wenn ich Ew. Majestät offen sage, warum ich sie ablehnen muß, hoffe ich auch, den Verdacht der Undankbarkeit von mir abwenden zu können."

Er sah den König bittend an, dieser winkte ihm zu, fortzufahren.

Eckard nannte Hedwig. Er erzählte von ihrer Blindheit, ihrem Leben. Mit wenigen, ergreifenden Worten schilderte er ihr Verwachsensein mit der engen elterlichen Heimath, der Welt, in der sie zu Hause, in der ihr die Entbehrung des Augenlichts weniger schmerzlich, in der hundert liebe Erinnerungen ihr dasselbe einigermaßen ersetzten.

„Es wäre grausam, sie dem gewohnten Boden zu entreißen, lieblos, sie um meines Glückes willen zu ver-

lassen," so schloß sein kurzer Bericht, der das lebhafteste Interesse der Prinzessin Friederike erregt.

Sie konnte nicht aufhören, zu forschen, zu fragen. Sie war bald ganz genau orientirt, das einfache Leben der Geschwister war ihr ein Idyll, dem selbst der Schatten der Blindheit nicht den hellen Sonnenschein zu nehmen vermochte.

Die Prinzessin zog einen Ring vom Finger, einen einfachen Goldreif mit einem einzigen strahlenden Diamant.

„Grüßen Sie Ihre Schwester," sagte sie freundlich, „ich lasse sie bitten, den Ring zu tragen; sie kann den Lichtstrahl zwar nicht sehen, den der Stein wiederspiegelt, aber sie trägt einen viel helleren in der Seele."

Eckard dankte mit gerührtem Herzen. Der König stand auf und reichte ihm zum Abschied die Hand.

„Nochmals Dank für die vergnügte Stunde," sagte er freundlich, „also Sie verlassen D. nicht? Schade, Sie curiren mit so vielem Humor, der Orden der grauen Barmherzigkeit hätte Ihnen gewiß noch ein weites Feld zur Ausübung dieses Talentes geboten."

„Majestät vergessen, daß man durch Erfahrung klug wird," unterbrach ihn die Prinzessin.

„Damen nicht," fuhr der König fort, „am wenigsten wird es die Barmherzigkeit und das ist auch recht gut,

sonst möchte leicht die Warmherzigkeit an der Aufklärung zu Grunde gehen."

„Gott befohlen, mein junger Freund, ich will Sie nicht länger aufhalten. Ich hätte gern geholfen Ihr Glück machen, aber schließlich baut es sich doch Jeder selbst am besten auf. Arbeitsamkeit, Pflichttreue, Selbstvergessenheit, Frömmigkeit, da haben Sie die Grundpfeiler des Gebäudes. Was sich daran so emporrankt von Grün und Blumen, das ist alles nur Zierath, das wechselt, welkt, fällt ab und grünt und blüht wieder, fester macht es die Säulen nicht: Leben Sie wohl!"

Er winkte ihm freundlich. Eckard verbeugte sich noch einmal tief und ging.

Ganz berauscht kam Eckard in sein Hotel zurück. Die einfache, rein menschliche Natürlichkeit des hohen Herrn, seine Würde und Güte, die Mischung von leichtem Scherz und tiefer Empfindung in seinem Wesen hatten Eckard entzückt. Wie man seine Eltern und Geschwister liebt von selbst aus Naturtrieb, so seinen König aus Patriotismus, aber wie viel schöne grüne Zweige schlagen aus an der Wurzel dieser natürlichen Liebe, wenn Liebenswerthes ihre Sympathie erregt. Eckard's Enthusiasmus floß über.

„Juchhe, Glückskind!" rief der Onkel und in jedem Zuge seines häßlichen Gesichts jubilirte ein Lachen der

Freude und des Triumphes über die dem Neffen widerfahrene Auszeichnung. „Juchhe, Glückskind! Schnappe nur jetzt nicht über, um Gotteswillen nicht, und Du bist ein gemachter Mann! Doktor Leonardi nach der Hauptstadt berufen, eine Betrügerin entlarvt, die ein paar Dutzend hochberühmte Aerzte an der Nase herumgeführt, Audienz bei der Prinzessin Friederike, Audienz beim Könige — Junge, jetzt könntest Du dümmer sein als, als —"

„Als ich bin," fiel Eckard lachend ein.

„Als Du bist," wiederholte der Onkel, „und die Patienten würden Dir zufliegen."

„Onkel, das ist aber eigentlich keine Freude, auf solche Weise poussirt zu werden."

„Unsinn, ist ganz egal, wie man herauf kommt, wenn man nur sorgt, daß man oben bleibt. Eins ist Glück, das andere Verdienst, eins fliegt uns an und fliegt vorbei, auf dem andern steht man fest. Ist nichts Despektirliches dabei. Wer nicht Saft und Kraft in den Knochen hat, kippt um, wenn man ihn poussirt, also schließlich weist sich doch das Verdienst dabei aus. Nur keine phantastische Anschauung von den Menschen. Lerne sie erst kennen. Es ist ein kleines Geschlecht und sein Urtheil, seine Anerkennung und Gunst, sein Wissen, Können und Wollen, da ist im Grunde blutwenig da-

hinter. Ich will Dich aber nicht niedergeschlagen machen. Im Gegentheil, ein Thor, wenn Du's wärst. Vergnügt sollst Du sein. Freut euch des Lebens, so lange das Lämpchen glüht und in Dir brennt noch ein ganzer Candelaber! Höre, es war doch gut, daß Du nicht in B. bei mir geblieben bist. Sieh mal, Du gingst zur blinden Schwester und da fanden Dich die Spüraugen der Präsidentin, die Dich wieder hierher dirigirte. A propos Präsidentin, der Schlingel von Sohn soll nahe am Kippen sein. Schulden mehr als Haare auf dem Kopf! wer weiß, was die geheimnißvolle Reise zu bedeuten hat!"

Ja, wer weiß! Eckard ahnte nicht, wohin Leopold berufen war, er ahnte noch viel weniger von dem Briefe, den am Tage seiner Ankunft in der Hauptstadt der Lohndiener Friedrich Schuttemann erhielt und in dem es hieß:

„Sie kennen den Doktor Leonardi. Er ist in St. Im Hause der Frau von Marin werden Sie erfahren, wo er wohnt und wie lange sein Aufenthalt sich möglicherweise hinzieht. Gelingt es Ihnen, ihn mindestens vierzehn Tage fern zu halten, so hoffe ich Ihnen die gewünschte Portierstelle verschaffen zu können. Auf Ihre schon erprobte Gewandtheit und Discretion rechne ich fest.

L. v. Favern."

Natürlich wurde die Geschichte von dem entlarvten Liebling der grauen Barmherzigkeit, die der Volksmund gleich in die grüne umtaufte, vielfach in der Stadt besprochen. So gern auch die dabei Betheiligten sie in tiefes Schweigen eingehüllt hätten, ein Geheimniß, sagt man, ist keins mehr, so wie es drei Personen wissen und wie viele waren hier betheiligt, nicht zu gedenken, daß der Professor Leonardi sich am liebsten auf offenen Markt gestellt, es zu Gunsten seines Neffen auszuschreien, daß Fräulein von Wallroden sich verbunden fühlte, dem Geheimerath gerecht zu werden und seine vorher gegen sie ausgesprochene Warnung in's Publikum zu bringen und daß der König, der immer in scherzhafter Fehde zu Fräulein von Wallroden stand, sie bei jeder Gelegenheit und vor jedem Zeugen mit dem Erlebniß aufzog. Inzwischen hatte die Sache insofern keine weitere Folge für die Oeffentlichkeit, da der Gegenstand der allgemeinen Aufregung, Frau von Marin oder Eugenie Beaufort, sich kurz nach Entdeckung ihres Betruges entfernt und, wahrscheinlich aus dankbarer Anhänglichkeit für all' die Personen, die ihr Gunst bewiesen, zum Andenken mitgenommen hatte, was nur irgend von Werth war und sich einpacken ließ. Daß man ihr absichtlich die Zeit, sich zu entfernen, gelassen, daran zweifelte Keiner, ja Viele gingen so weit, zu behaupten, die Prinzessin habe ihr unter der Hand

noch eine beträchtliche Summe zukommen lassen, ihr die Flucht möglich zu machen. Wo man hinkam und hinhörte, Frau von Marin und der Doktor Leonardi waren die Hauptgegenstände des Gesprächs. Man drängte sich, Eckard's Bekanntschaft zu machen, in öffentlichen Blättern wurde der Vorfall besprochen. Der Buchhändler Heilsberg lachte sich in's Fäustchen, erklärte den Absatz des Buchs für gesichert und bestand darauf, daß Eckard es unter seinem wahren Namen herausgäbe, worüber dieser bis jetzt noch keinen Entschluß gefaßt hatte. Also auch da wieder derselbe Apparat äußerer Hilfsmittel, dem Verdienst die Brücke zu bauen oder dem Verdienstlosen anderweitig das steile Ufer des Erfolgs erklimmen zu helfen.

„O Welt, o Menschen!" dachte Eckard.

Die paar Tage, die er auf des Onkels Zureden noch seinem Aufenthalte zulegte, vergingen im Wechsel mannigfaltigster Zerstreuungen. Es war eine kurze Zeit ungebundenster Fröhlichkeit, heitersten Lebensgenusses, ungetrübtesten Glückes, die Gegenwart hell, die Aussichten in die Zukunft hell, überall Gelingen und Entgegenkommen, neue und angenehme Bekanntschaften, innerlichste Befriedigung. Als der Onkel mit den Geschäften, die ihn noch in der Hauptstadt festgehalten, fertig war, erklärte er, „nun könne Eckard reisen, denn nun wolle er auch eilen zurückzukommen, damit Wagnitz nicht in der

Zeit alle seine Patienten in's Paradies befördere, sondern auch für ihn etwas zu thun übrig bleibe." Sie waren am Vorabend ihrer Abreise im Theater gewesen. Shakespeare's „Lustige Weiber von Windsor" hatten ihre Lachmuskeln vielfach erregt, ein kleines Souper bei einem der großen Restaurants der Hauptstadt in einem kleinen Kreis neugewonnener, geistesverwandter Genossen war darauf gefolgt, ein fröhlicher Abschied genommen worden, dann gingen Onkel und Neffe in's Hôtel zurück, Arm in Arm, Eckard zu allem Unsinn aufgelegt, der Onkel vor sich hinsummend: „Ich bin liederlich, du bist liederlich, sind wir nicht liederliche Leute," welches Lied durchaus nicht Beweis einer illuminirten Stimmung in dem Sinn war, den dieser Kunstausdruck im Allgemeinen bezeichnet, sondern nur dem Gefühl des Ledigseins von allen drückenden Banden, allen hemmenden Sorgen entsprang, wie es an seltenen Feiertagen wohl einmal die Seele überkommt und den Unterschied zwischen Alter und Jugend wegwischt, wie einen Hauch von der glatten Fläche eines tausend Lichter widerstrahlenden Spiegels.

Im Hôtel empfing sie der Portier mit einem an den Professor Leonardi gerichteten Brief, der keinen andern als den Stempel der Stadtpost an sich trug und den der Alte gleichgültig einsteckte. Sie gingen noch nicht schlafen, sie rauchten ihre letzte Cigarre mit einander;

erst im Augenblick, als Eckard gute Nacht gesagt und sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte, fiel ihm der Brief ein.

„Onkel, Du hast Deinen Brief noch nicht gelesen," erinnerte er ihn.

„Weißt Du was, thu's für mich," sagte dieser. „Zum Henker mit aller Skribifaxerei! Wenn es noch etwas Verkehrteres auf der Welt giebt, als Weiber, sind es Briefe, Gott stehe mir bei, ich glaube die Welt wäre viel glücklicher, wenn man sich nur mündlich, nicht auch schriftlich etwas vorlöge. Da, nimm den Bettel!"

Er warf ihm den Brief zu.

„Muß ich ihn lesen?" fragte Eckard.

„Ja, ja, es könnte ja was drin stehen, aber wenn's nicht etwas Wichtiges ist, behalte es für Dich."

Eckard ging und nahm den Brief mit. Er war noch nicht zehn Minuten fortgewesen, als er wieder beim Onkel eintrat. Er hielt den Brief in der Hand, seine Züge sahen ganz verstört aus.

„Onkel, das ist in der That wichtig."

Er reichte ihm den Brief. Der Professor las langsam und nicht ohne Schwierigkeit die mit einer ungeübten Feder und von sehr mangelhafter Ortographie zeugenden, auf mehrere Tage zurückdatirten Zeilen:

„Verehrter Herr Professor!

Bei der Warnug'schen Theatergesellschaft, die den

Sommer in Badeörtern herumzieht und sich augenblicklich in .... aufhält, ist eine junge Schauspielerin, die sich Sophie Müller nennt. Der Mann ist ihr fortgelaufen und sie hat seitdem in großem Elend mit ihrem kleinen Kinde gelebt. Ich sah sie spielen und kannte sie gleich wieder, obgleich sie sich sehr verändert hat. Sie heißt nicht Sophie Müller, sie heißt Alida Leonardi und ich weiß, daß Sie ihr Vater sind, denn ich bin aus B. und habe sie dort oft gesehen, als sie noch so schön und frisch war, wie eine Rose, wovon man jetzt nichts merken würde und als sie noch bei meinem Vater manchmal Blumen kaufte. Sie hat mir keinen Auftrag gegeben, denn je schlechter es ihr geht, um so stolzer ist sie, aber ich kann es nicht mit ansehen, daß sie so verkommt. Als ich nach B. zurückkam, ging ich gleich zu Ihnen, aber da hörte ich, daß Sie in St. wären und Keiner wußte, wann Sie zurückkommen würden, was mir eigentlich lieb, denn Sie sind ein hitzköpfiger und etwas grober Mann und ich fürchtete mich eigentlich, Sie könnten mich herauswerfen. So entschloß ich mich zu schreiben und lege den Brief an eine gute Freundin, die ich in St. habe, ein und die wird sich erkundigen, und da ihr Mann von der Polizei ist, wird sie wohl herausfinden, wo Sie wohnen und kann Ihnen den Brief schicken. Sie sind auch in St. viel näher von ...., wo die Warnug'sche

Truppe ist. So, das wollte ich Ihnen nur sagen, denn Sie werden Ihre Tochter doch nicht mit ihrem kaum zweijährigen Kinde im Elend verkommen lassen wollen.

Ihre ganz ergebene Louise Schuster."

B. den 5ten August —.

Als der Professor gelesen hatte, steckte er das Schreiben ruhig in seine Brieftasche und sagte zu Eckard:

„Es ist gut, Eckard, wir wollen schlafen gehen."

„Und morgen?" — fragte Eckard zögernd.

„Nun, morgen reisen wir beide, jeder nach Hause," entschied der Alte. „Denkst Du, ich werde die mindeste Notiz von der Theaterprinzeß nehmen? Nein, mag sie ausessen, was sie sich eingebrockt hat, bis auf den letzten Bissen."

„Onkel, sie ist Dein einziges Kind und ist im Elend —"

„Wir wollen uns darüber nicht streiten, mein Junge," fuhr der Alte fort, „hast Du nicht gelesen, daß sie noch sehr stolz ist?"

„O solch' falscher Stolz, hinter dem sich die Reue verbirgt und der gewiß vor einem gütigen Worte dahinschmilzt," wandte Eckard ein.

„Ich werde das Wort nicht aussprechen," versicherte der Professor. „Alida ist leibhaftig ihre Mutter, eine schöne, buntgefleckte Schlange, die, wenn Du sie Dir nicht

fern hältst, sich um Dich windet und Dir den Lebensathem auspreßt. Nur durch den äußersten Zwang ist sie niederzuhalten. Unser Zusammenleben ist immer ein Kampf gewesen, ein Kampf zwischen Gewalt und List, ich habe nicht Lust, ihn wieder aufzunehmen. Sie ist freiwillig gegangen, ich werde sie nicht wieder rufen."

Vergebens waren alle Einwendungen, die Eckard erhob, vergebens appellirte er an das väterliche, das menschliche Herz, vergebens entwarf er ein Bild der entwürdigenden Lage, in der Alida sich befand und versuchte wenigstens des Onkels Mitleid für das Kind zu erregen. Umsonst.

„Es sind nie Verhältnisse, die den Menschen Schande machen," erklärte der Onkel, „sondern umgekehrt, die Verhältnisse werden durch die Menschen geschändet. Laß sie sich meinetwegen auch ihr Brod als Winkelschauspielerin verdienen, sie kann eine ehrenwerthe Frau dabei sein und wenn sie es ist, werde ich sie nur um so höher stellen, aber glaubst Du an ihren ehrenwerthen Charakter, glaubst Du, daß eine solche Lügnerin je umkehren kann zur schlichten, einfachen Wahrheit? Ihr Element war von jeher die Lüge, sie hat Lüge ausgesäet und wird sie ernten, mag sie sein, was sie will und möchte das Leben sie überschütten mit Glück, ihr Glück würde auch eine Lüge sein."

Eckard wagte, tief ergriffen von des Onkels Worten, keinen Widerspruch mehr, er sagte nur:

„Onkel, Du wirst nichts dawider haben, wenn ich hinreise und sehe, ob und wie ich ihr helfen kann.“

„Thu', was Du nicht lassen kannst,“ sagte der Onkel. „Es wäre aber viel klüger, Du kümmertest Dich nicht um sie. Es ist kein Segen im Bunde mit der Lüge. Folge meinem Rath, reise nach Hause, Du bist jetzt auf dem besten Wege, ein gemachter Mann zu werden, geh' nicht heraus aus dem Geleise. Verlobe Dich mit Deiner hübschen Valerie, na, na, werde nur nicht roth, Du siehst, ich verstehe noch wie sonst in Deinem Herzen zu lesen, da Du immer noch der einfältige Bursch bist, es offen hinzulegen, also heirathe Deine hübsche Valerie, je eher, je lieber, ehe sie Dir ein Anderer wegnimmt, bekümmere Dich um Deine Kranken und wenn Dir durchaus noch nicht gedruckter Unsinn genug in der Welt ist, laß Deinen dazu drucken, aber geh' nicht dahin, wo sich die Schlange ringelt. Das ist mein Rath, im Uebrigen thu', was Du nicht lassen kannst.“

„Onkel, ich reise morgen früh nach . . . und suche die Warnug'sche Truppe auf.“

„Hm,“ machte der Onkel, „willst Du nicht mit mir kommen und erst das alberne Ding, die Luise Schuster fragen? Ich kenne sie, ihr Vater besorgt mit die Gärtnerei

auf der Solitude. Wahrscheinlich ist es der superkluge Wagnitz, der die kreuzlahme Gans in's Bad geschickt und uns so das Hexengericht gekocht hat. Höre sie doch erst selbst."

„Nein, Onkel, wozu der Zeitverlust, was kann sie mehr sagen, als sie geschrieben hat, ich reise morgen mit dem ersten Zuge um sechs Uhr."

„Na, dann lebe wohl, Eckard, Du wirst nicht verlangen, daß ich meinen Morgenschlaf unterbreche. Du mußt aber Reisegeld von mir nehmen."

„Onkel, ich habe —"

„Narr, weißt Du, ob Du genug hast?" schrie der Alte ihn an. Hier —" er nahm ein paar Banknoten aus seiner Brieftasche, Eckard, seine Absicht verstehend, nahm sie gerührt entgegen.

„Lebe wohl, Onkel!"

„Reise mit Gott, mein Junge, schreibe mir bald, daß Du mit Valerie verlobt bist. Du wirst Dich nicht lange mit dem Schauspielervolk aufhalten, hoffe ich, Du sentimentaler Thor, der noch nicht weiß, wie schwer oft eine verlorne Minute auf das Herz fällt —"

„Nicht schwerer, als eine versäumte Pflicht," entgegnete Eckard.

„Grünschnabel, willst Du mich meistern? Wirfst Du mir vor, daß ich meine Pflicht versäume, he?"

Eckard schüttelte den Kopf.

„Wenn ich nicht führe, Onkel, so wärest Du morgen auf dem Wege nach ....," rief er lebhaft.

Ein unarticulirtes Brummen war die Antwort, dann drückten sie einander kräftig die Hände und Jeder zog sich in sein Zimmer zurück.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Es erregte nicht wenig Aufsehen in dem kleinen Fischerdorfe am Strande, als der Omnibus eines Morgens unter seinen Passagieren einen stattlichen Kürassieroffizier zählte, der nicht nur durch sein hübsches Aeußere und seine hübsche Uniform, sondern auch dadurch auffiel, daß er mit souveräner Ungenirtheit die Front verändernd, seinen Rücken den ihm vis-à-vis Sitzenden zugekehrt und die Beine über die schmale Gallerie des offenen Wagens hinausgelegt hatte, wo sie bald in der Luft baumelten, bald auf dem Außentritt einen Ruhepunkt suchten. Die Cigarre im Munde, die Mütze schief auf dem Kopf, sah er mit höchst vergnügtem Gesicht in die Welt, ganz unbekümmert um die gerümpften Stumpfnäschen der beiden kleinen Backfischchen und das finstere Gesicht ihrer Mutter, deren Anblick er auf diese Weise Hohn sprach.

Der Omnibus hielt auf seinem gewohnten Halteplatz, die Passagiere stiegen aus, nur der Offizier blieb sitzen.

„Kerl, denkst Du, ich werde durch den tiefen Sand waten?“ rief er dem Kutscher zu, als dieser vor ihm stehen blieb in sichtlicher Erwartung, daß er nun auch den Wagen verlassen würde. „Ich bin gewohnt, auf Pferdefüßen zu gehen und Du wirst mich schon noch weiter fahren müssen, wenn Du mir nicht etwa Deine Stelzen leihen und mich auf Deinem Rücken durch den Sand tragen willst.“

„Gott erbarme sich, Herr Lieutenant, da könnte ich ja wohl ebenso gut den Rathhausthurm auf den Rücken nehmen und das Rathhaus hinterherschleppen,“ wehrte der Kutscher die Zumuthung ab.

„Immer zu, die Stadt würde nicht dümmer werden, wenn Du auch die ganze Geschichte in die See würfest und die Rathsherren dazu, die trockene Weisheit aufzufrischen,“ meinte der Offizier.

Der Kutscher grinste über's ganze Gesicht.

„Na, nur zu,“ rief der Offizier, „fahre mich zum Rentier Herzberg.“

„Herr Lieutenant, wir halten immer hier.“

„Was kümmert mich das, nachher kannst Du hier halten, so lange Du willst.“

„Ja, aber da kann ich mit dem schweren Wagen nicht umkehren, da ist kein Platz.“

„Brauchst Du Platz zum Umkehren, Kerl und willst ein gelernter Kutscher sein? Ich bin kein Kutscher, aber auf Deinem Rücken will ich umkehren, wenn's nicht anders ist. Fahr' nur zu, ich steh' dafür, daß der vermaledeite Rumpelkasten von Wagen, in dem ein anständig gewachsener Mensch nicht einmal seine Beine beherbergen kann, und die Schönheit beleidigen muß,“ er machte eine verbindliche Verbeugung nach den Backfischchen hin, die gleich den andern Passagieren dem Zwiegespräch zuhörten, „ich werde schon dafür sorgen, daß die Karre glücklich zurückkommt. Fahr zu, Donnerwetter, ich will's.“

Der Kutscher stieg auf und der Wagen rollte weiter.

„Ja, ja, so'n Offizier setzt Alles durch, es ist doch gerade, als wäre die Welt für sie da,“ sagte ein wohlbeleibter Spießbürger, der auf dem ganzen Weg sich über die verkehrte Stellung des Offiziers geärgert hatte.

„Ja, aber Manieren haben sie doch bei aller Unmanierlichkeit,“ entgegnete die Mutter der Backfische, „haben Sie gehört, was er von der Schönheit sagte? Und wie verbindlich er grüßte!“

Der Omnibus rollte indessen weiter auf das Haus des Rentiers zu.

„Mein Gott, was fällt dem Menschen ein, er wird

uns überfahren!" schrie Tante Trautliebe auf und schien nicht übel Lust zu haben, in's Haus zu flüchten, Valerie lachte, als sie den sonderbaren Passagier gewahrte. —

„Leopold! Leopold!" rief die Präsidentin und stürzte auf den Wagen zu.

„Halt, Mutter, zieh' die Segel noch ein," rief dieser ihr von seinem hohen Gefährt herab entgegen. „Pardon, meine Herrschaften," setzte er mit verbindlichem Gruß gegen den Rentier und die beiden andern Damen hinzu, „ich muß erst mein Versprechen lösen und den Menschen hier lehren, was eine geschickte Hand und ein sicherer Blick vermag. Donnerwetter, viel Platz ist allerdings nicht, aber wir kriegen die Karre doch wohl sicher herum!"

Mit einer ebenso raschen wie eleganten Bewegung sich in den Wagen zurückschwingend, nahm er dem Kutscher die Zügel aus der Hand und, einen Augenblick das Terrain prüfend, lenkte er stehend mit so geschickter Benutzung und so sicherer Berechnung des Platzes und mit solcher scheinbaren Leichtigkeit um, daß Valerie unwillkürlich einen Ruf der Bewunderung ausstieß. Dann gab er die Zügel dem Kutscher, warf ihm einen Thaler Trinkgeld zu, sprang vom Wagen, begrüßte seine Mutter mit einem Anstrich jovialer Herzlichkeit und dann, mit ebenso leichtem Anstand wie gewandter, sicherer und doch höchst ungenirter Form die Uebrigen, indem er den Rentier

um Entschuldigung bat, daß er sich so sans façon in dessen Familienkreis eingedrängt habe.

Die Präsidentin konnte sich von ihrem freudigen Erstaunen gar nicht erholen.

„Du schriebst ja, ich solle Dir Nachricht geben, nun bringe ich sie Dir selbst.“

„Nur deshalb kommen Sie?“ fragte Tante Trautliebe erstaunt. „Es sind, glaube ich, hundert Meilen.“

„Ich fahre doch lieber hundert Meilen, als daß ich hundert Worte schreibe,“ sagte Leopold, „mein Gott, was ist an solcher Reise gelegen. Gestern Mittag abgereist und heute Morgen hier, heute Abend abgereist und morgen Mittag wieder zu Hause.“

„Das nenne ich flott,“ dachte Valerie.

„Das ist ja wie der Sturmwind,“ sagte der Rentier und sah sich ordentlich ängstlich um.

„Ihnen ist wohl um die Fensterscheiben bange?“ lachte Leopold. „Aber,“ setzte er zutraulich hinzu, „so wild bin ich nicht mehr, wie damals als Knabe. Da hatte ich so meinen eigenen acquis, so,“ er machte die entsprechende Geberde, „so einen Stoß mit dem Ellenbogen und klirr flogen die Scherben. Die Glaserrechnung mag geringer gewesen sein, als wir fortzogen. Es war doch eine lustige Zeit, ich denke gern an das alte Haus,“ und nun erzählte er Schnurren aus jener Zeit, die bald allge=

meines Gelächter erweckten und selbst den Rentier zu amüsiren schienen.

Auf einmal fing er an, von der kleinen Valerie zu sprechen.

„Und das sind also Sie?“ wendete er sich plötzlich an Valerie und sah sie prüfend an, als wollte er den Zusammenhang finden zwischen dem kleinen Mädchen von damals und der hold erblühten Jungfrau, die erst etwas verlegen seiner Prüfung Stand hielt, dann aber, als er die Augen gar nicht wieder abwendete, erröthend und trotzig sagte:

„Ich bin wirklich ein lebendiges Geschöpf, Herr von Favern. Sie starren mich so an, als wäre ich eine Wand oder Mauer —“

„Oder,“ unterbrach er sie rasch, „eine lebendige Rosenhecke, die mir für meine Unart gleich die Dornen zeigt. Verzeihung, und halten Sie es dem ungeschickten Menschen zu gut, der weder die Erinnerung aufzugeben, noch sich in die Wirklichkeit zu finden vermag. Sie sind es also wirklich, sind das kleine Ding, das ich schon auf zwanzig Schritt in die Flucht jagte und das mir dann vom Fenster aus im Gefühl der Sicherheit Gesichter schnitt, das sind Sie?“

Er sah sie freundlich an und sie erinnerte sich jetzt einzelner Züge des ehemaligen Gesichts des Knaben und

meinte, Wildheit sei in Kraft, Uebermuth in Jovialität, Dreistigkeit in Sorglosigkeit des Ausdrucks umgewandelt. Es gefiel ihr auch gar nicht schlecht, daß er sie mit einer lebendigen Rosenhecke verglichen. Er war ja gar nicht so ungeschickt, wie er und auch die Präsidentin es sagte.

„Sehr viel größer sind Sie nicht geworden," fuhr er, die kleine Gestalt mit wohlgefälligen Blicken prüfend, fort, „aber hübscher, viel hübscher."

Sie wollte die Stirn runzeln, seine Bemerkung kam aber so treuherzig heraus, daß sie den angenehmen Eindruck, den die Dreistigkeit derselben machte, verwischte. Sie sah ihn nur etwas scheu an, als sie sagte:

„Ich habe mich sehr vor Ihnen gefürchtet damals."

„Und jetzt?" fragte er.

Sie lachte.

„Ich denke, die Zeiten des Lockenzausens sind vorbei."

„Sie tragen ja Ihre Haare jetzt auch glatt," meinte er, „alles Glatte hält mich in ehrerbietiger Entfernung. Ich liebe das Krause. Die Rebe am Weinstock zittert auch kraus in den Lüften und hat man sich am Rebensaft berauscht, dann ist die ganze Welt ein Gelock krauser Gedanken. Krause Haare, krauser Sinn, krauses Leben, eins ist hübsch, das andere ist lustig. Tragen Sie doch wieder Locken! Ich will Sie nicht daran zupfen, wie

damals, ich will Sie so zart berühren, wie ein Page die Schleppe seiner Königin.

„Die Haare junger Damen pflegt man nicht anzufassen und Valerie wird bei ihrer Haartracht bleiben," erklärte Tante Trautliebe zwar in einem scherzend sein sollenden Ton, aber Valerie ärgerte sich doch über die Bemerkung und fand sie unnütz.

„Ich werde meine Haare nicht ihm zu Gefallen anders tragen," dachte sie, „aber wenn er fort ist, hätte ich fast Lust, es einmal mit Locken zu versuchen."

Er ging aber nicht so schnell fort. Er nahm des Abends Abschied, um abzureisen und kam am nächsten Morgen zu Aller Erstaunen wieder und so ging es Tag für Tag.

Sein Urlaub schien sehr elastisch.

Er wohnte im Gasthof in D., er hatte sich ein Gigh und ein Pferd und einen Groom gemiethet; er kam bald zu Wagen, bald zu Pferde, bald zu Fuß heraus, wie der Sinn ihm stand. Er fuhr Valerie spazieren und freute sich, daß sie so keck war, vor keiner noch so halsbrecherisch aussehenden Fahrt zurückzuscheuen. Er machte ihr Reiterkunststücke vor und ihr Herz schlug anfänglich vor Angst, aber sie ließ es sich nicht merken und dann wich die Angst der Bewunderung. Er fuhr sie auch auf ihrem kleinen Seegelboot und Stunden und Stunden

durchstreifte er mit ihr die Gegend, nicht der Landschaft wegen, wie er ihr sagte, sondern weil die Alten langweilig sind und die Jugend sich besser unterhält im freien Verkehr mit der Jugend.

Tante Trautliebe hatte viel einzureden gegen diesen ungebundenen Verkehr, wer hörte sie? Die Präsidentin nannte ihre Schicklichkeitsregeln veraltet, der Rentier entfloh, sowie die Debatten begannen, Valerie, im sicheren Gefühl ihres unschuldigen Treibens nur wenig geneigt, sich von Anstandsregeln schulen zu lassen, und Leopold, der, wenn Tante Trautliebens Einwendungen auch nicht an ihn gerichtet waren, doch ihre Skrupel, ihre beobachtenden Blicke, ihre Winke und Zeichen merken mußte, hatte eine sehr ungezwungene Art, sich darüber fortzusetzen und verstand es herrlich, ihr Mancherlei über den Kopf wegzunehmen, ohne sie zu beleidigen.

„Mutter, das Mädchen ist famos,“ sagte Leopold nach Verlauf weniger Tage zu seiner Mutter, „eine hübsche kleine Hexe, immer lustig und vergnügt, verliebt in mich bis über die Ohren, aber nicht ein bischen sentimental. Muß einmal geheirathet sein, möchte ich schon keine Andere!“

„Dann mach' Deine Sache schnell, ehe Eckard zurückkommt, er ist kein verächtlicher Nebenbuhler und hatte schon halb gesiegt, ehe Du kamst.“

„Eckard!“ rief Leopold halb betroffen aus. „Du sagtest mir nicht, daß es Eckard ist. — Also Eckard schicktest Du einstweilen in den April — ich möchte lieber, es wäre ein Anderer. Das ist mir fatal, gerade den zu verdrängen.“

„Es steht ja noch bei Dir, Du kannst sie aufgeben,“ sagte die Mutter lauernd.

„Donnerwetter, nein!“ rief Leopold. „Ich gebe nichts auf, wonach ich einmal die Hand ausgestreckt. Wahrhaftig, die kleine Hexe gefällt mir und ich will sie haben coûte qui coûte! Wie lange ist auf Eckards Entfernung zu rechnen?“

„Ich stellte vierzehn Tage als Bedingung,“ entgegnete die Präsidentin.

„Vierzehn Tage, gut! Noch sind nicht acht verflossen, da habe ich noch lange Zeit, mehr als zuviel, meine Trümpfe sicher auszuspielen.“

Es war eine eigenthümliche Werbung, die Leopolds. Vierzehn Tage, sich für das Leben kennen zu lernen, den Bund zu schließen für die Ewigkeit, sind eine kurz zugemessene Spanne Zeit und doch, vierzehn Tage gemeinsamen Familienlebens, vierzehn Tage fortgesetzter Werbung, Tage, in denen jede Minute ausgenutzt werden kann, wie viel leichter fliegen da die Herzen einander zu, als in dem durch tausendfältige conventionelle Rücksichten

gehemmten Verkehr der Welt. Gar wunderbar spannen sich die Fäden um Valeriens unerfahrenes Herz.

Er war ein wüster Mensch und roh sein Empfinden und sie stand wie ein Kind dem unbekannten Liebesleben gegenüber, aber doch fluthete etwas wie wilde Poesie durch seine Seele, wenn er ihr in die klaren Augen sah und durch die Dämmerung ihrer unverstandenen Gefühle zog des Morgens erster Strahl herauf, Ahnungen weckend und Erkenntniß verheißend. Sie sprachen über die alltäglichsten Dinge, sie von ihrem häuslichen Leben, er von Pferden und Hunden, von seinen Kameraden. Mit Eckard hatte sie über ganz andere Dinge gesprochen, aber auf einmal schlug es wie ein Blitz hinein in das bunte Geschwätz und mit einer plötzlichen Wendung schleuderte ihr Leopold eine kecke Huldigung zu Füßen, vor der sie erschrocken zurückfuhr und dennoch die Huldigung aufnahm in ihr in unbekannten Schauern erbebendes Herz.

In ihr stilles Leben war Bewegung und Erregung gekommen und drängte das Gewohnte zurück, auch Eckards Bild, der in jenen lieben Kreis des Alltäglichen gehörte, des Alltäglichen, das so leicht unterschätzt, mißachtet und bei Seite geschoben wird und mit dem die Seele oft ein sicheres Asyl verliert, um im Sturme wechselnder Aufregung das Glück untergehen zu sehen, das in der Ruhe

ihr armselig erschien und das doch in der Ruhe sein Endziel wieder findet.

Leopold repräsentirte die Ruhe allerdings nicht.

Es war ein wildes Drängen in ihm, das immer wieder nach neuer Erregung begehrte. Nicht eine Viertelstunde hielt er im Familienkreise aus und so beschränkt der Schauplatz des kleinen Fischerdorfes an sich war, er wußte Aufregung und Vergnügen hineinzubringen. Und was er auch unternahm, immer mußte Valerie dabei sein. Mit Schmeicheln und Bitten, mit Spott und Scherz wußte er die Nachgiebigkeit der Tante zu erzwingen und wo nichts half, mit keckem Humor dennoch seinen Willen durchzusetzen und ein Gefühl in ihr zu erregen, das dem Haß und der Furcht glich und doch eine Art von Wohlgefallen nicht ausschloß.

„Herr Gott, Herr Gott, schon wieder spazieren fahren oder am Strande umherlaufen oder sich in's Boot setzen und damit schaukeln, daß Einem himmelangst wird," seufzte Tante Trautliebe. „Können Sie denn nicht bleiben, wo wir sind? Es ist noch dazu heut der letzte Tag."

„Vor der Thür am Familientisch sitzen, Familienkaffee trinken und Familiengeschichten hören? Brrr!" Leopold schüttelte sich. „Kommen Sie, mein Kamerad!" Damit meinte er Valerien. Jetzt war die Reihe sich zu schütteln an Tante Trautlieben.

„Kamerad!“ wiederholte sie. „Ist das eine Benennung für eine junge Dame?“

„Im Allgemeinen nicht,“ gab Leopold zu, „denn ein Kamerad ist etwas viel Besseres.“

Valerie warf den Kopf auf. Er sah ihr lachend nach, als sie in's Haus ging, sich ihren Hut zu holen und sagte zur Tante gewendet:

„Sie sind nie Soldat gewesen, verehrte Frau Bürgermeisterin —“

„Nein, allerdings nicht,“ unterbrach sie ihn.

„Sonst würden Sie die Poesie verstehen, die in dem Worte liegt und Fräulein Valerie unbedingt meinem kameradschaftlichen Schutz anvertrauen,“ schloß er den Satz.

„Es kann auch ein Kamerad dem andern den Hals brechen oder ihn in die See werfen, wenn er so wild und tollkühn ist wie Sie,“ meine Tante Trautliebe. „Sie leiden es ja sogar, daß Valerie kutschirt; wenn das Pferd nun durchgeht.“ —

„Ach, der arme, alte Klepper!“ lachte Leopold. „Das müßte ein Kunststück sein, den so aufzubringen. Bis der sich besinnt, ob er durchgehen soll, springe ich drei Mal vom Wagen herunter und herauf. Ich wünschte, ich könnte dem Kameraden mal zeigen, was feurige Thiere sind!“

„Um Gotteswillen nicht,“ rief die Tante, „ich

ängstige mich jetzt schon jedesmal, wenn das Gefahre losgeht."

„Das brauchst Du nicht, Tante," sagte Valerie, die inzwischen, zu der Fahrt gerichtet, wiedergekommen war und die letzten Worte gehört hatte, „das brauchst Du nicht. Ich glaube, kein Mensch fährt so sicher und gut wie Herr von Favern. Du solltest nur einmal mit ihm fahren."

„Gott soll mich bewahren!" rief die Tante entsetzt.

Leopold lachte hell auf über ihre Furcht. Es lag etwas eigenthümlich Ansteckendes in seinem Lachen, es klang so frisch und kräftig aus der Brust heraus, daß ihn schwer jemand lachen hören konnte, ohne einzustimmen. Es geschah auch diesmal, selbst Tante Trautlieb konnte sich dessen nicht erwehren.

Den günstigen Moment benutzte Leopold.

„Herrlich, herrlich!" rief er aus. „Heute fahre ich die gestrenge Tante spazieren."

Er machte Miene, als wollte er sie emporheben, sie hielt sich mit beiden Händen an ihrem Stuhl fest.

„Wenn nicht die Nichte sie auslösen darf," setzte er lachend hinzu, blieb aber in derselben Stellung stehen.

„Unterstehen Sie sich nicht, machen Sie, daß Sie, fortkommen!" drohte Tante Trautliebe, zwischen Ernst

und Scherz schwankend. „Ich glaube wahrhaftig, Sie wären es im Stande!“

„Zu Allem bin ich im Stande, wenn ich meinen Willen durchsetzen will. Ich fahre nicht ohne Dame! Sie oder der Kamerad!“

„Mag fahren, wer will, ich sterbe lieber,“ versicherte die Tante, „schon auf dies Ding hinaufzuklettern, brächte mich um. Fahrt, fahrt, Gott mag das Kind schützen!“

„Auf Ehre, ich bringe sie sicher wieder,“ versicherte Leopold, „aber Sie müssen gut sein.“

Er sah sie treuherzig an.

„Ja, ja, es hilft mir ja auch nichts, wenn ich böse bin,“ sagte sie resignirt, „aber Sie bleiben nicht zu lange fort, Sie fahren nicht in die Dämmerung hinein, nicht wahr? Es schickt sich wirklich nicht.“

„Bah, schicken!“ rief Leopold aus. „Was geht mich das an? Es schickt sich für die Jugend, jung zu sein!“

„Und für das Alter, der Jugend Unverstand zu überwachen,“ entgegnete die Tante.

„Und für die Jugend vor der Ueberwachung auszukratzen,“ erwiderte Leopold und hob Valerie in den Wagen, indem er ihr die eine Hand als Wagentritt hinhielt und während sie ihren kleinen Fuß darauf setzte, ihr mit der andern hineinhalf.

„Was das alles für Moden sind!“ seufzte die Tante.

„Liebe, zu unserer Jugendzeit herrschten noch ganz andere," bemerkte die Präsidentin. „Erinnern Sie sich nicht mehr der Pfänderspiele, bei denen man die Pfänder mit Küssen auslöste, haben Sie das Schlittenrecht vergessen?"

„Still, still um Gotteswillen!" rief Tante Trautliebe.

Leopold hatte es dennoch gehört und grüßte beim Fortgehen die Bürgermeisterin mit einem Gesicht, in dem der Spott aus jedem Zuge herausblitzte.

Der Wagen rollte fort. Es war eine lustige Fahrt und Valerie so harmlos in ihrem Vergnügen, wie ein Kind, dessen Gedanken und Empfindungen nicht über den Eindruck des Augenblicks hinausreichen. Auf einmal fiel ihr ein, was die Präsidentin ihr über Leopolds Wesen gesagt. Sie sprach es unbefangen aus.

„So ist also ein Damenfeind!" sagte sie lachend. „Was hat mir denn Ihre Mutter gesagt, Sie haßten die Damen und wie ich damals vor Ihnen, so würden Sie jetzt vor mir laufen?"

„Vor Ihnen nicht, aber mit Ihnen durch die ganze Welt," berichtigte Leopold.

„Das möchte ich sehen, wer würde wohl da zuerst müde werden?" sagte sie arglos.

„Ich nicht, ich kann Alles, was mir der Mühe lohnt."

„Auch die Damenfeindschaft aufgeben?" bemerkte sie unvorsichtig.

„Das lohnt eben nicht der Mühe," sagte er trocken. „Feindschaft ist übrigens ein zu warmes Wort. Für diese glatt polirten, glatt frisirten, wohl apretirten Geschöpfe ist Gleichgültigkeit die einzig wahre, vernünftige Empfindung."

„Jetzt sind Sie aber unhöflich!" rief Valerie unwillig aus. „Sie vergessen wohl, daß Sie mit einer Dame sprechen."

Er sah sie groß an, dann schüttelte er lachend den Kopf.

„Sie sind keine Dame," versicherte er treuherzig.

„So, was denn?"

„Wenn ich ein Beau wäre und in der Salonsprache reden wollte, würde ich sagen: eine Fee, ich drücke mich aber besser aus und sage: eine Hexe, eine bezaubernde, allerliebste kleine Hexe, fast ebenso hübsch aufgezäumt und fast ebenso mein Liebling, wie meine Hexe, meine wundervolle, feurige, kaum zu zwingende Rappstute war. Mir mußte sie aber doch gehorchen lernen und wenn ich sie auf den schlanken Hals klopfte und ruhig, ruhig, Hexe, sagte, so stand sie wie ein Lamm und fraß mir aus der Hand."

Valerie schien sich durch den Vergleich nicht sehr geschmeichelt zu fühlen.

„Ein Pferd," sagte sie achselzuckend, „das dem Sporn und der Peitsche gehorcht!"

„Meine Hexe hat die Peitsche nie gefühlt. Was denken Sie von Vollblut? Ich hätte wohl sehen mögen, wie sie mich heruntergeworfen haben würde, hätte ich sie nur mit der Peitsche berührt. Sie gehorchte der Ueberlegenheit meines Willens, gehorchte meiner Liebkosung. Hatte das Thier Temperament! Jammerschade, daß ich sie verkaufen mußte."

„Sie verkauften sie und hatten sie lieb?" fuhr Valerie auf.

„Gewiß, man kann doch nicht immer dieselben Pferde im Stalle haben oder, wenn sie unbrauchbar geworden sind, sie zu Tode füttern, die arme kleine Hexe war nur ein Luxuspferd. Ich liebte sie, aber was hilft's, die Lieutenantsgage reichte nicht aus, sie zu behalten."

„Vielleicht auch nicht die Treue der Gesinnung," meinte sie.

Er sah sie lächelnd an.

„Sie scheinen pikirt, weil ich meine arme kleine Hexe verkauft habe. Ist es der Namensschwesterschaft wegen?"

„Ich heiße weder Hexe, noch bin ich ein Pferd, noch —"

„Noch verlangt es Sie nach meiner Herrschaft und Liebe," unterbrach er sie. „Eine Hexe sind Sie aber doch und Temperament haben Sie auch und wenn ich's will, gehorchen Sie auch meinem Zügel."

Sie sah ihn groß an.

„Ja," fuhr er fort und richtete einen jener siegesgewissen Blicke auf sie, vor denen sie sich sträubte und sie doch in ihr Herz aufnahm, „ja, denn Sie wissen sehr gut, daß das Alles nur Narrheit und Scherz ist und daß ich auch nur deshalb scherze, weil ich, wenn Sie verteufelte kleine Hexe bei mir sind, ein eigenes, neues Glück im Herzen pochen fühle. Ich bin kein civilisirter, glattgeleckter Bursch, der Alberti's Complimentirbuch auf der Zungenspitze trägt, ich bin kein Eckard, dem poetische Vergleiche zu Gebote stehen, deren Wirkung er weislich erprobt, ehe er sie auf's Papier setzt und der hübsche Mädchen nur mit dem Gedanken ansieht, sie gelegentlich naturgetreu zu beschreiben, ich bin ein wilder Kunde und was mir gefällt, das will ich haben. Siegesgewiß, wie jeder echte Kämpfer, strecke ich die Hand aus und die Hoffnung macht mich übermüthig, nicht um die Welt zu umarmen, nein, um ihr keck in's Gesicht zu schlagen und Sie zu umarmen, wahrhaftig, Valerie, Sie!"

Er machte Miene, den Arm um sie zu schlingen, sie zog sich erschrocken zur Seite. Er lachte.

„Valerie, sie sind selbst nicht sentimental, Sie sind frisch, keck, ursprünglich. Was thut Ihnen ein rücksichtsloses Wort, das nur deßhalb so leichtfertig klingt, weil es keins in der Sprache giebt, eine so ursprüngliche Liebe auszudrücken. Ich mache mir wahrhaftig aus den Weibern blutwenig und laufe vor Allem, was nach dem Modejournal und nach dem gesellschaftlichen Codex für eine Dame gilt, aber es gibt da eine wilde, lustige, rosige kleine Hexe, die an unzerstörbaren Frühling, eine Weinrebe flatternd im Winde, an fröhliche Stunden mahnt, ein Geschöpf von Fleisch und Blut, nicht von Mondschein und Rosenwasser, ein Kind der Sonne. Das sind Sie und, auf Ehre, ein Narr will ich sein, wenn ich Sie nicht wie ein dreifacher Narr liebe!“

Wieder wollte er seinen Arm um sie schlingen und wieder wich sie erschrocken demselben aus.

„Warum wollen Sie nicht, daß ich Sie küsse, Sie lieben mich ja doch, Valerie!“ sagte er zuverlässig.

„Ich Sie lieben? Wer sagt Ihnen das? Weiß ich's denn selber?“ rief sie fast wild.

„Sie wissen es nicht? Gut, so wollen wir's erproben.“

Er warf ihr die Zügel zu und sprang vom Wagen. Ein Peitschenschlag, das Pferd bäumte auf — sie hatte kaum Zeit gehabt, die Zügel zu erfassen, da lag er

schon quer über dem Weg vor dem Pferde, ein paar Schritte weiter und der Wagen mußte über ihn fortgehen.

Ein gellender Schrei Valeriens! Ihr wurde ganz schwarz vor den Augen, dennoch verlor sie die Besinnung nicht. Mit Gewalt riß sie das Thier herum, gleichgültig dagegen, daß der Weg nicht weit von einem Abhang dahinführte und daß das unruhig gewordene Pferd, sowie sie die Herrschaft über dasselbe verlor, leicht dort mitsammt dem Wagen herunterstürzen konnte.

Aber schneller als der Blitz war Leopold jetzt aufgesprungen und mit einer zweiten Bewegung hatte er das Thier in's Maul gerissen und zwang es zum Stehen. In der nächsten Sekunde hatte er Valerie vom Wagen herunter gehoben, lag sie in seinen Armen schluchzend, zitternd, unfähig sich aufrecht zu erhalten, empört über sein keckes Thun und doch Gott dankend, daß er der Gefahr entronnen.

„Abscheulich, schändlich!" stieß sie hervor. „Gottlos, so mit dem eigenen Leben, mit der Glückseligkeit Anderer zu spielen! Wenn ich Sie nun umgefahren hätte!"

„Dann war es meine eigne Schuld," entgegnete er, „aber wundervoll haben Sie sich benommen, in Schreck und Angst das Nöthige thun ohne Rücksicht auf eigene

Gefahr — das macht Ihnen nicht Jeder nach. Sie sind ein braver Kamerad, Valerie!"

„An eine Gefahr habe ich nicht gedacht" — fuhr sie in derselben Erregung fort.

„Weil Sie mich lieben!" rief er dazwischen.

„Ich hätte nie leben mögen mit einem Menschenleben auf dem Gewissen!" schluchzte sie.

„Mit einem Menschenleben, mit meinem, Valerie, Sie lieben mich, wissen Sie es nun?" sagte er fest.

„Nein, nein, ich will Sie nicht lieben, ich will nicht in Ihrer Gewalt sein, der Sie mich beinahe gezwungen hätten, einen Mord zu begehen. Ich habe Furcht vor Ihnen," und sich loszureißen strebend, brach sie in Thränen aus.

„Unsinn, Valerie!" sagte er. „Erst so tapfer sein und dann weinen! Was ist nun weiter? Ich habe Sie erschreckt, weiter nichts, und das wollte ich, denn im Augenblick des Schrecks handelt man instinktiv, und das haben Sie gethan. Sie und ich waren scheinbar in Gefahr, und Sie sahen nur die meine. Sie lieben mich also, Sie mögen jetzt sagen, was Sie wollen, ich weiß es, und nichts soll mich verhindern, das Herz, das ich erobert habe, auch mein zu nennen, völlig mein, unentreißbar mein! —"

Er drückte sie fest in seine Arme, er küßte mit wil-

der Heftigkeit Stirn und Mund, er strich ihr liebkosend das Haar aus der Stirn und küßte sie wieder und immer wieder.

Ihr schwoll das Herz, und wenn tausend Stimmen in ihrem Innern sich warnend dagegen erhoben, sich nicht dem wilden Menschen zu eigen zu geben, die eine, die dagegen rief in Tönen der Liebe, die war stärker als sie alle.

„Liebst Du mich, liebst Du mich jetzt? weißt Du es, daß Du mich liebst?“ rief er heftiger.

„Nein, wollte sie rufen, aber es wurde ein Ja daraus.“

„Und nun sei ruhig,“ sagte er, „und fürchte Dich nicht vor mir und halte mich nicht für schlimmer als ich bin. Du warst ein kleines einfältiges und eigensinniges Ding und verdientest Strafe und Belehrung, darum erschreckte ich Dich, aber ich wußte, was ich that. Ich bin ein guter Turner und hätte mich nicht überfahren lassen. So schnell wie ich mich hinwarf, so schnell konnte ich auch wieder aufspringen. Mit dem alten Klepper hat das Durchgehen überhaupt keine Gefahr. Ja, wenn's noch meine Hexe gewesen wäre. Aber meine Hexe bist jetzt Du; meine Hexe, mein Kamerad!“

„Dein Kamerad auf Leben und Tod!“ schwärmte sie.

„Nichts da von Tod!“ rief er fröhlich. „Wer

wird an den Tod denken! Leben, leben ist die Losung — leben in Saus und Braus, in fröhlicher Liebe. Nun keine Thränen mehr, Valerie. Ueberlaß das Heulen alten Weibern, Du aber, Geliebte, sollst lachen, nichts als lachen."

So verlobten sie sich, und das rauschende, gewaltige, tiefe Meer und der leichtfertige Wind, der Gewitterwolken am Himmel zusammenjagte, waren ihre Zeugen.

Daheim erregte ihre Verlobung die verschiedenartigsten Gefühle.

Die Präsidentin war glückselig, Tante Trautliebe weinte. Erstere sah ihren Liebling von allen Sorgen befreit, die Letztere sah für den ihren nichts als Gefahren voraus. Durchgehende Pferde, zertrümmerte Wagen, umgeschlagene Boote; nichts als Gefahren zu Wasser und zu Lande. Der Rentier dachte an Eckard und ihm sank das Herz.

Was sollte er aber thun? Konnte er Nein sagen, wenn Valerie an seinem Halse hing und ihn um seinen Segen bat?

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Leonard Wagnitz' tägliche Sprechstunde war vorüber, er schickte sich eben an nach der Solitude hinauszugehen, dort seinen Abend zuzubringen, als ihm noch eine Dame gemeldet wurde.

„Camilla Convay!“ rief er, im höchsten Grade unangenehm überrascht, als die Eintretende den Schleier vom Antlitz zog und sich ihm die wohlbekannten, jetzt durch mannigfache Gemüthsbewegungen entstellten Züge der Dame zeigten. „Camilla Convay!“

„O wie das süß ist, bei dem Namen genannt zu werden, der in die frohe Jugendzeit zurückklingt, ich danke Ihnen, daß Sie mir mit demselben entgegenkommen!“ sagte sie in schmelzendem Tone.

„Es ist der einzige, von dem ich es weiß, daß Sie ehemals wenigstens ein Recht auf ihn hatten,“ entgegnete er sehr kalt, und wenn ich überhaupt noch etwas mit

Ihnen zu thun haben soll, so kann es nur unter diesem Namen geschehen. Ich habe Eugenie Beaufort in Paris gewarnt, aus einem Selstbetruge, aus einer Exaltation, einer phantastischen Einbildung nicht einen bewußten Betrug zu machen. Ich hatte noch eine zu gute Meinung von Eugenie Beaufort und habe mich jüngst, aus gewissen Zeitungsartikeln rückwärts schließend, überzeugt, daß sie ebenso bewußten Betrug ausübte, wie ihre Doppelgängerin, Frau von Marin."

„O, Sie sind hart!" rief Camilla, in Thränen ausbrechend. „Wo soll ich denn Hülfe finden, wenn Sie auch nur noch harte Worte für mich haben?"

„Helfen Sie sich selbst," sagte er streng, „wer hat es Ihnen denn an der Wiege gesungen, daß sie eine Ausnahme machen sollen vom allgemeinen Menschenloos? Bete und arbeite, heißt es."

„Es heißt auch, Gott kleidet die Lilien auf dem Felde," fiel sie mit Pathos ein.

„Sie sind aber keine Lilie," sagte er in derselben strengen Weise, und wie kleidet Gott die Lilien? „Er legt in den kleinen Keim all' die Bedingungen zum Wachsthum, zur Selbstentfaltung. Fehlt der Keim etwa in der Menschenseele?"

„Haben Sie Ihrer Schwester letzte Worte vergessen?" sagte sie.

„O nein, ich habe ihrer gedacht in Paris, als ich Sie von dem Gefährten befreite, für dessen Opfer ich Sie hielt und dessen Mitschuldige Sie waren, ich habe der Worte gedacht in Wien" — er zögerte und sah sie forschend an.

„In Wien?" wiederholte sie, plötzlich fielen ihr die seltsamen Andeutungen der Wirthin ein, eine dunkle Röthe flog über ihr Gesicht, sie hatte es auf den Lippen, zu sagen: das Kind ist nicht das meine, was geht es mich an; im nächsten Augenblick überlegte sie, daß das Kind zur Wünschelruthe werden könnte, die Pforte seines Herzens zu öffnen. Sie schwieg, das Gesicht mit den Händen verhüllend."

„Es muß sehr süß sein, für sein Kind zu arbeiten, es vertreibt böse Gedanken, wenn der Sinn an einer so unschuldigen Existenz haftet," fuhr Wagnitz fort, „wollen Sie es nicht einmal versuchen, Camilla? Ich arbeite jetzt für ein Kind, das nicht das meine ist und arbeite mit ganz anderem Herzen, als sonst. Ich gebe das Kind auch nicht fort ohne die bestimmte Garantie, daß die Mutter um seinetwillen ein besseres Leben führen will und ich muß sie erst eine Weile unter Augen haben, ihren Entschluß und dessen Ausführung zu überwachen. Für diesen Fall will ich Ihnen helfen, Camilla, das heißt, indem ich Ihnen Gelegenheit gebe, es selbst zu

thun. Ich denke, Sie nehmen Ihrer Eltern Namen wieder an, er ist der unschuldigste, Sie werfen den erschlichenen, unpassenden Putz von sich und tragen sich einfach bürgerlich. Für eine passende Wohnung werde ich sorgen und denke, Ihnen Schülerinnen verschaffen zu können, wenn Sie Unterricht in der französischen Sprache geben wollen. Mein Pflegekind soll Ihre erste Schülerin sein. Sie sehen, Camilla, ich gedenke abermals der letzten Worte meiner Schwester, aber zum dritten und letztenmal. Ueberlegen Sie meinen Vorschlag und willigen Sie ein."

Sie schüttelte den Kopf.

„Es hat jeder etwas anderes, was ihn glücklich macht," entgegnete sie, „und Ihr Rath würde bei mir das Gegentheil hervorbringen. Ihnen machte es Freude, für ein Kind zu arbeiten, auch, wenn es nicht das Ihre ist. Sie sind reich, kaufen Sie sich die Freude. Die meisten Freuden werden gekauft. Geben Sie mir ein Jahrgeld, von dem ich so leben kann, wie ich es gewohnt bin und ich frage nie nach meinem Kinde."

Er wendete sich entrüstet ab. Es überkam ihn wie Ekel vor der Mutter, die ihr Kind verkaufen wollte. Sie sah es und Zorn und Scham übermannten sie.

„Ich weiß nichts von dem Kinde, es ist nicht das meine, bei Gott nicht!" rief sie schnell entschlossen.

Er sah sie nur verächtlich an. Er glaubte ihr sichtlich nicht, sie fühlte, daß sie verspielt hatte.

„Ich nehme mein letztes Wort zurück,“ sagte er eiskalt, „Sie verdienen eine so anständige Hülfe nicht. Ich werde Ihnen ein Almosen geben, befreien Sie mich möglichst schnell und für immer von Ihrer Gegenwart.“

Er zog seine Börse, sie legte ihre Hand auf die seine und hinderte ihn, sie zu öffnen. Sie schwebte zwischen Trotz und Verzweiflung, letztere zwang ihr eine neue Lüge auf die Lippen.

„Ich werde gehen, ohne Ihre Bettlergabe, aber mit meinem Kinde,“ wagte sie einen abermaligen Versuch, ihn zu ihren Gunsten zu stimmen.

„Sie werden jetzt erst zu beweisen haben, daß Sie die Mutter sind und dann werde ich sehen, ob der Vater des Kindes nicht mehr Herz dafür hat, als die unnatürliche Mutter.“

Sie ließ die Arme kraftlos sinken.

Prallte denn Alles ab an dem eisenharten Herzen! Plötzlich sank sie ihm zu Füßen.

„Lassen Sie mich nicht so gehen,“ rief sie händeringend, „um der Kleinen willen helfen Sie mir fort! Sie haben das Kind, glaube ich, lieb, ersparen Sie sich bei dessen Anblick die Erinnerung, daß Sie seine Mutter hülflos umkommen ließen!“

„Ich bin nicht sentimental in diesem Punkt,“ sagte Wagnitz sehr ruhig, „Sie sind es selbst, die sich in's Elend stürzt. Es ist ein wahnsinniges Verlangen, vom Leben den Genuß und nicht die Mühe des Erringens haben zu wollen. Sie schänden den Gottesathem in Ihrer Brust und stehen wie ein Tagedieb in seiner Schöpfung. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr Kind seine Mutter unwissentlich und in edlerer Weise verläugnet, als seine unwürdige Mutter es mit ihm gethan hat. Gehen Sie, Camilla! Wir haben nichts mehr mit einander zu reden.“

Sie stand auf, sie zögerte zu gehen.

„Ich kam zu Ihnen mit einer bestimmten Bitte,“ sagte sie, „aber Sie haben mich so hart angefahren, daß ich kaum wage, sie noch auszusprechen. Ich will nach Amerika, Leonard. Dort haben die Frauen die Stellung, die ihnen zukommt, dort gönnt man ihnen das Wohlleben und den Comfort, das bischen harmlosen Putz und unschuldiges Vergnügen, das ihr Glück ausmacht. Weiter will ich ja auch nichts. Ich kam zu Ihnen mit dem festen Vertrauen, Sie würden mir Mittel geben, hinüber zu kommen und Sie wollen mich erst zur Taglöhnerin machen und dann behandeln Sie mich wie eine Verbrecherin. Sie brauchen mir nicht zu helfen, wenn Sie nicht wollen, aber sie haben kein Recht, mich zu beleidigen. Es ist mir nun aber der letzte Weg zum

Glück versperrt und es bleibt mir nichts weiter übrig, als zu sterben," und abermals weinte sie bitterlich.

In Leonard stritten Verachtung und Mitleid. Was sollte er mit ihr machen? Sie ganz verlassen? Nach seiner Ueberzeugung hätte er's gethan, aber da war die Erinnerung an seine Schwester, da war die kleine Camilla, deren freundliches Gesichtchen ahnungsvoll eine Fürbitte für die Unglückliche einlegte.

Amerika! Sie zog in ihr Verderben, aber blieb sie, hatte sie anderes zu erwarten? Er stellte ihr noch einmal ihre Lage ernstlich vor, er bemühte sich, die Illusionen zu zerstören, die sie hinsichtlich des ihrer Meinung nach gelobten Landes hegte, er gab zu, daß die Frauen amerikanischer Nabobs ein Leben in Müssiggang und Trägheit führten, das ihr als der Gipfelpunkt des Glücks erschien, aber sie war doch nur eine arme Abenteurerin und nicht die Frau eines Millionärs. Er schilderte ihr alle Consequenzen ihres gewagten Unternehmens — vergebens — alle Wünsche und Hoffnungen ihres eitlen Herzens zogen sie über's Meer. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und was hatte er, Wagnitz, am Ende für eine Verantwortung für das selbstgewählte Loos dieser unverständigen Frau. Ja, er konnte es sich nicht verleugnen, der Gedanke, daß das Meer zwischen ihm und ihr und ihrem Kinde lag, war ihm ein wohlthuen=

der. Dennoch versäumte er nichts, ihren thörichten Entschluß zu erschüttern.

„Ich gehe," erklärte sie, und es war nur an Ihnen, mir die Ueberfahrt zu erleichtern. Ich werde nun das letzte Geschenk der Prinzessin Friederike, die mich nicht hart verließ, auch als sie wußte, daß ich sie getäuscht hatte, ich werde dies letzte Geschenk zur Ueberfahrt verwenden und als Bettlerin die fremden Gestade betreten. Mein Glücksstern geht da drüben auf und nicht, wie Sie sagen, die Arbeit erringt das Glück, sondern dem fliegt's zu, der es mit allgewaltiger Sehnsucht an sich zieht."

„Ich gebe es auf, Sie zu belehren," sagte Wagnitz, „Gott bewahre Sie vor zu später Erkenntniß. Schade um die Consequenz, mit der Sie einem Schatten nachjagen. Wann wollen Sie reisen und von welchem Hafen aus?"

„Ach," klagte sie, „auch das weiß ich nicht, auch dafür wollte ich Rath von Ihnen, aber Sie haben es verlernt, ein guter Mensch zu sein, und anstatt der Hülfe und des Raths gaben Sie mir Verachtung und Schelte."

„Ich habe Ihnen helfen wollen," wandte er ein.

„Ja, aber nicht so, wie ich es brauchen konnte," entgegnete sie. „Ich will glücklich sein und Sie wollen mich tugendhaft machen. Ich bin es, wenn ich glücklich bin."

Leonard schüttelte den Kopf. Fast kam es ihm vor, als sei die Frau da vor ihm zu kindisch, um sie verachten zu können.

„Ich werde Sie in eine Hafenstadt begleiten und für Ihre Ueberfahrt sorgen,“ sagte er.

Sie sprang jubelnd auf.

„Wann sind Sie bereit?“ fragte er.

„Jeden Augenblick, heut', morgen.“

„Morgen also, wir treffen auf dem Eisenbahnhof zum Zuge nach .... zusammen.“

„Gut, ich werde da sein.“

Sie verabschiedete sich.

„Sie verlangt nicht einmal, ihr Kind zu sehen,“ dachte Wagnitz, als sie fort war, „sie ist doch eine schlechte Person, je eher fort mit ihr und je weiter, desto besser.“

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Der Anweisung des Briefes folgend war Eckard direkt nach dem Badeort gereist, wo die Warnug'sche Theatertruppe spielen sollte. Aber obgleich die Saison noch nicht vorüber, war die Truppe doch fort. Der Direktor hatte sich Beleidigungen des Publikums zu Schulden kommen lassen und war mit Entziehung der Gunst desselben gestraft worden. Das Haus oder vielmehr die dazu hergerichtete Scheune blieb leer, er sah sich genöthigt, aus Mangel an Besuchern mit dem Spiel aufzuhören. Da er erst mit Beginn des neuen Quartals für eine der mittleren Gebirgsstädte engagirt war und für die kurze dazwischen liegende Zeit weder hoffen konnte, die Erlaubniß zum Spiel an einem andern Ort zu erhalten, noch es der Mühe und Kosten gelohnt hätte, blieb ihm nichts übrig, als bis zu dem genannten Zeitpunkte die kleine Gesellschaft zu beurlauben und sich selbst für so lange in's Privatleben zurückzuziehen. Eckard fand

kein Glied der Truppe mehr anwesend und erhielt über den Aufenthalt des Direktors oder überhaupt Eines aus der Gesellschaft nur ungenügenden Bescheid. Mit zagendem Herzen erkundigte er sich nach Sophie Müller. Die Nachrichten, die er über sie erhielt, stimmten mit den in dem Briefe enthaltenen überein. Die Beschreibung der äußeren Persönlichkeit der Schauspielerin, sowie die Gerüchte über ihre Abkunft, ihr früheres Leben, machten es nur zu wahrscheinlich, daß in der verkommenen Schönheit, in der gepriesensten Liebhaberin der Winkelbühne die ehemals so glänzende, so vielbegehrende Alida untergegangen sei. Von ihrem jetzigen Aufenthaltsorte wußte Keiner etwas. Es blieb nichts anderes übrig, als zu diesem Zweck den Direktor aufzusuchen. Es gab manchen Aufenthalt, selbst bis Eckard diesen auffand, manche vergebliche Fahrt von einem Orte zum andern. Endlich fand er ihn auf, aber auch von ihm erhielt er nur ungenügende Auskunft über den Gegenstand seines Suchens.

Der Direktor wußte nichts Näheres über das Origine seiner ersten Liebhaberin. Sie sei seit einem halben Jahr bei der Truppe und habe sich für eine Wittwe ausgegeben. Von zwei Kindern, die sie bei sich gehabt, sei das ältere bald darauf gestorben. Die Leute sagten, ihr Mann habe sie dem Elternhause entführt und sie

sei seiner schlechten Behandlung entlaufen, Andere wieder wollten wissen, sie sei gar nicht verheirathet und ihr ungetreuer Liebhaber habe sie, nachdem er ihrer überdrüssig geworden, verstoßen und ihrem Schicksal überlassen.

„Sie ist eine prächtige Person," sagte der Schauspieldirektor, „und spielt göttlich. Sie würde auf der größten Bühne ihr Glück machen und würde eine kleine emporbringen, aber sie ist ruinirt, ganz ruinirt. Ich glaube nicht, daß sie wieder aufkommt, sie hat die Schwindsucht und ihr Kind hat sie auch. Aber sie will keinen Doktor befragen, sie will mit Aerzten nichts zu thun haben, sie sagt, sie habe mehr als zu viel mit ihnen zu thun gehabt."

Eckard seufzte.

„Ich habe ihr gerathen," fuhr der Direktor fort, „höher hinauf in's Gebirge zu gehen. Da sind die Leute arm und werden sie für ein Weniges aufnehmen. Dort kann sie Molken trinken und sich in der kräftigen Luft erholen. In vier Wochen, wo meine Truppe sich wieder versammelt, will sie sich dann bei mir melden."

Eckard dankte dem Direktor und die weitern Maßregeln sich vorbehaltend, trat er die Wanderung in's Gebirge an. Wäre sein Herz weniger bedrückt, seine Gedanken nicht ganz von dem einen traurigen Gegenstand

eingenommen gewesen, welche herrliche Wanderung sonst! Welcher Genuß, zu dieser Hochsommerzeit durch diese Felspartieen aufwärts zu steigen, den Stab in der Hand, den lustigen Gebirgsbach schäumend, sprudelnd zur Seite, bald abgeschnitten von jeder Aussicht, bald die Landschaft, üppig wie ein Garten, ausgebreitet zu seinen Füßen. Eckard ging ohne Führer, er befragte sich von Ort zu Ort, nirgends wußte man etwas von der kranken Frau mit dem kranken Kinde. Endlich sagte ihm ein aus dem nahegelegenen Fichtenthal heraufgekommener Bursch, unten beim Herrn Pfarrer halte sich seit Kurzem eine Fremde auf, aber er glaube, sie sei sehr schlecht und von einem Kinde wisse er nichts.

So ungenügend die Auskunft war, ließ Eckard sich doch den Weg zeigen und stieg hinunter in's Fichtenthal. Es war nicht schwer zu finden, das Kreuz auf dem kleinen Kirchthurm blinkte schon von Weitem durch die dunklen Fichten des Grundes ihm zu, als er näher kam, glaubte er die Glocken läuten zu hören. Was hatte der Ton zu bedeuten? Sonntag war's nicht, läuteten sie einen Verstorbenen zur letzten seligen Ruhe ein? Das Herz preßte sich ihm seltsam zusammen. Ein Gefühl von Angst trieb ihn weiter, in ganz Kurzem hatte er das Thal erreicht. Kirche und Kirchhof lagen auf einer einzeln stehenden Anhöhe an der Straße, der Bach, dessen

Bett sich hier vertiefte, saus'te daran vorbei und trieb weiter unten die Wassermühle, in Millionen Tropfen zerstiebend, wenn er in übermüthiger Laune seine Wellen durch das Rad und über dasselbe hinweg gejagt hatte.

„Wer ist gestorben?" fragte Eckard zögernd.

„Ein Kind," lautete die Antwort. „Die Mutter ist vorgestern begraben und heute haben sie ihr das Kind dazu gegeben. Die Mutter aber sprang dort unten in den Mühlenteich."

Eckard fühlte sein Blut erstarren. Er mußte sich eine Weile auf einen Stein am Wege setzen, er fühlte sich außer Stande, weiter zu gehen, die Gedanken wirbelten in seinem Kopf, das Blut drängte zum Herzen.

„Fehlt Ihnen etwas, junger Mann?" redete ihn ein alter, ehrwürdig aussehender Herr an. Es war der Pfarrer. Er war in vollem Ornat und kam vom Kirchhof.

Eckard erhob sich.

„Ich möchte gern von der Todten etwas wissen," sagte er, auf den Kirchhof deutend.

„Es weiß hier Keiner Näheres von ihr, als daß sie eine Unglückliche war. Gott möge denen vergeben, die sie in's Unglück gejagt haben," sagte der Pfarrer in mildem, aber sehr ernstem Ton. Als Eckard nichts erwiderte, fuhr er fort:

„Sie weilte seit acht Tagen im Ort. Ich nahm sie auf und sie sagte, sie wolle hier gesund werden. Sie nannte sich Sophie Müller, mehr weiß Keiner von ihr. Sie hinterließ ein Blatt, auf dem sie bat, sich ihres Kindes anzunehmen, sonst nichts in ihrem geringen Nachlaß, das über ihre näheren Verhältnisse Auskunft geben könnte. Für das Kind hat Gott gesorgt. Möge er denen verzeihen, die es ins Leben gesetzt haben."

Er ging vorüber, Eckard raffte sich auf und betrat den Kirchhof. Das frische Grab in der Ecke zeigte ihm den Weg. Er stand lange an demselben. „Arme, arme Alida! Das ist nun das Glück, dem Du nachjagtest, hierher führte Dich die Freiheit, nach der Du strebtest. Die Fesseln häuslicher Sitte zerbrechend, schrankenlos im Verlangen, stolz auf Deine Kraft, zuversichtlich nur Dir trauend, stürmtest Du in die Welt und sie gab Dir den Tod in den kalten Wellen, gab Dir ein ungeweihtes Grab in der Fremde. Arme, arme Alida! Gott strafe den, der Dich auf der Seele hat!"

Eckard verließ den Ort nicht ohne nochmalige genaue Nachforschungen über die Verstorbene angestellt zu haben, aber sie führten zu keinem Ziel.

Dem Pfarrer theilte er den Zweck seines Kommens und die Beziehungen mit, in denen er zu der Verstor=

benen gestanden, wenn es die sei, die er in ihr zu vermuthen Anlaß habe.

„Gottlob, ich hatte andere Gedanken und bitte Sie Ihnen ab," sagte dieser.

Eckard gab dem alten Herrn seine Adresse, bat ihn ihm Mittheilung zu machen, wenn er irgend etwas, die Verstorbene betreffend, erführe, dann reiste er ab und zwar direkt zu seinem Onkel.

Er wollte demselben so schonend wie möglich die traurige Kunde beibringen, dieser unterbrach ihn.

„Sage das Letzte zuerst und ohne Umschweife," gebot er ihm, „ich habe nie etwas Gutes von daher erwartet und werde durch das Schlimmste nicht überrascht sein."

Eckard gehorchte. Der Alte sagte kein Wort, er nahm die Hände nicht vom Rücken und unterbrach sein gewohntes Auf- und Abschreiten in der Stube nicht, aber seine Zähne knirschten, so fest biß er sie auf einander und auf seiner Stirn standen die hellen Schweißtropfen. Nach einer Weile sagte er:

„Komm, Eckard, wir wollen doch die Luise Schuster aufsuchen, die lahme Gans, die den Brief geschrieben hat, sie soll es uns in's Gesicht sagen, daß jene Schauspielerin" — er hielt inne, das Wort „meine Tochter" oder „Alida" wollte nicht über die Lippen — „daß sie

es war," fuhr er fort, „und dann wollen wir die Geschichte begraben und vergessen, ein für alle Mal und für immer."

Sie gingen nach der Solitüde hinaus, aber nicht zu Frau Erichson oder zu Wagnitz, sondern direkt in's Gärtnerhaus. Der arme kleine Krüppel, die Gärtnerstochter, die der Professor immer mit dem Beiwort „lahme Gans" beehrte, übrigens ein gutes Geschöpfchen, das wissentlich gewiß Keinem Unrecht that, war nicht wenig erschrocken, als ihr der Brief gezeigt und sie in's Verhör genommen wurde. Sie verschwor sich hoch und theuer, den Brief nie geschrieben zu haben.

„So ist das also nicht wahr, was von der Schauspielerin und meiner Tochter darin steht?" fragte der Professor.

„Das weiß ich nicht, aber geschrieben habe ich es nicht."

Um genaue Auskunft ersucht und natürlich auch die Wichtigkeit der Angelegenheit begreifend, erzählte sie:

„Als ich ins Bad kam, war die Truppe schon auseinander und Sophie Müller fort. Aber alles sprach von ihrer großen Schönheit. Mir fiel natürlich garnichts weiter ein und ich ließ sie mir beschreiben, aber da mußte ich denn gleich an Fräulein Alida denken und dann erzählten sie von ihrem schönen Spiel und da fiel

mir wieder Fräulein Alida ein, denn ich habe sie beim Professor Werner spielen sehen, ich war da zur Hülfe hinter den Coulissen —"

„Schon gut, das brauchen wir nicht zu wissen," unterbrach sie der Doktor, „aber die alberne Geschichte beweist denn doch ganz und gar nichts. Es wird wohl noch mehr blondhaarige Mädchen geben und gute Schauspielerinnen sind sie alle."

„Ja, aber auch, daß sie so unglücklich und verlassen war und doch so stolz, es sich merken zu lassen, und daß sie sagten, sie sei entführt" — wagte das Mädchen schüchtern einzuwenden.

„Nun gut, das sind alles Vermuthungen und die Vermuthungen müssen ausgeschwatzt sein und sind dann zu diesem saubern Briefe benutzt worden," bemerkte der Doktor, „komm, Eckard, lassen wir die Geschichte ruhen."

„Nein, Onkel," erklärte dieser, „ich lasse nicht nach, ehe ich nicht volle Gewißheit habe."

Er fuhr fort, das Mädchen zu inquiriren, er drang in dasselbe und durch seine freundliche Art ihre Scheu besiegend, empfing er endlich das Geständniß, daß Luise Schuster zwar hier am Ort mit keinem Menschen von der Schauspielerin und den sich an dieselbe knüpfenden Vermuthungen gesprochen, daß sie nur an ihre intimste Freundin darüber geschrieben habe.

„Sehen Sie, als sie fortging, haben wir uns geschworen, uns Alles mitzutheilen," schloß sie ihren Bericht.

„Wer ist Ihre Freundin, und wo hält sie sich auf."

„Sie heißt Bertha Schüttman. Sie ist die Tochter von dem Friedrich, der hier mal Bedienter bei dem Herrn von Ringenfeld war."

„Ha!" fuhr Eckard auf, auch der Professor trat, aufmerksam geworden, einen Schritt näher.

„Ringenfeld, ich habe es immer behauptet, aber Leopold von Favern gab mir sein Ehrenwort, daß Jener nichts mit der Sache zu thun gehabt."

„Das hat er auch nicht," fiel das Mädchen unwillkürlich ein, hielt aber dann schnell inne.

„So?" sagte der Doktor, „Du scheinst ja genau Bescheid zu wissen. Du hast vielleicht selber eine Rolle dabei gespielt. O, wenn ein Frauenzimmer nur etwas Schlechtes thun will, sie findet Helfershelferinnen genug."

Das Mädchen fing an zu weinen.

„Ich habe nichts damit zu thun gehabt, ich bin ein ehrliches Mädchen," schluchzte sie, „aber ich habe immer hier draußen gewohnt und manches gehört und gesehen, wofür ich nichts kann und worüber ich zu Keinem gesprochen. Ich habe auch das Fräulein erkannt, als sie einmal mit der Frau Präsidentin und dem jungen Herrn hier war, obgleich sie verschleiert war, als sie kam und

der Wagen nicht hier vor der Thür vorfuhr. Ich sah sie nur von Weitem, aber ich erkannte sie doch und nicht Herr von Ringenfeld, sondern Herr von Favern war der Geliebte. Das weiß auch meine Freundin und die hat es von ihrem Vater gehört, wenn sie es auch nicht hat hören sollen, wir haben aber gegen Keinen davon gesprochen."

Eckard's Erstaunen war ebenso maßlos, wie seine tiefe Empörung.

„Geh' nur mit Schurken um, halte sie nur für ehrliche Leute und sie werden Dir das Lehrgeld theuer anrechnen!" sagte der Doktor.

„Hör' auf zu heulen, albernes Ding," fuhr er dann das schluchzende Mädchen an, „es wäre besser, Du hättest zur rechten Zeit geredet, als daß Du jetzt post festum mit der Geschichte kommst. Komm, Eckard, komm." Er nahm Eckard's Arm und zog ihn fast mit sich fort. — „Wir wissen genug —" sie verließen das Haus.

„Wir wissen, welche Schurken zur Verantwortung zu ziehen sind, aber wir wissen noch nicht, ob es Alida ist, die so geendet hat," sagte Eckard tief ergriffen.

„Wir wollen es auch nicht wissen," entschied der Onkel. „Laß die Todten ruhen und todt ist sie, ob so, ob so. Ich will von ihr und von Allem, was mit ihr zusammenhängt, nichts mehr hören. Sie hat geerntet,

was sie säete, und mehr oder weniger ist das in jeder menschlichen Existenz der Fall. Es ist ein wunderbares Gottes Gericht in jeder schlimmen That, jedem schlimmen Gedanken. Vergiß das nicht, Eckard, wenn Du über Rache brütest. Was mich betrifft, ich habe Genugthuung genug, wenn ich den Schurken verachte. Man muß da Jeden nach seinem Naturell handeln lassen und darf es nicht vergessen, daß man selbst jung gewesen ist, aber noch einmal, das Schlechte bestraft sich aus sich heraus, das ist meine Meinung und mein letztes Wort in der Sache."

Am nächsten Morgen reiste Eckard ab und fuhr mit dem nächsten Zuge nach der Residenz. Er hatte keinen seiner früheren Bekannten wiedergesehen, selbst Wagnitz nicht, der, wie er auf der Solitüde hörte, verreist war.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Eckard ahnte noch nichts von Leopold's Verlobung, ahnte nichts von dem abermaligen feindseligen Einfluß, den derselbe auf sein Geschick ausgeübt; die zweite Treulosigkeit, deren Opfer er zu werden im Begriff stand, war ihm noch ein verhülltes Geheimniß, als er, für den ersten Verrath Rechenschaft zu fordern, bei Leopold eintrat.

Er hatte den Vorsatz aufgegeben, erst ein Geständniß von den niedrigen Genossen jener damaligen hinterlistigen Handlung zu erzwingen. Alles, was einem Umweg, einem Schleichweg ähnlich sah, empörte seine offene Seele. Was hatte er mit bestochenen Werkzeugen des Lasters zu thun, der Thäter allein war der Gegenstand seiner Rache.

„Donnerwetter, wie siehst Du aus!" rief Leopold ihm entgegen. „Wie eine Gewitterwolke so finster, wie das leibhaftige schwarze Brett in der Aula, wie personi=

ficirte sechs Monat Carcer! Kommst Du so, mir zu meiner Verlobung zu gratuliren?"

„Bist Du verlobt?" entgegnete Eckard. „Ich habe nichts davon gewußt und deshalb komme ich nicht. Ich habe ganz andere Dinge mit Dir zu verhandeln. Es ist eine alte Rechnung, die ich mit Dir abzumachen habe."

„Ach, Du meinst die hundert und zwanzig Thaler, die ich Dir damals abpumpte und nicht wiedergab?" rief Leopold, eines Theils froh, daß Eckard noch nichts von seiner Verlobung mit Valerie zu wissen schien, andererseits entschlossen, dem unheilverkündenden Wesen desselben die größte Unbefangenheit entgegenzusetzen. „Ja, alter Junge, dazu kann nun bald Rath werden. Vorläufig sieh hier mein ganzes Vermögen."

Er ging an seinen Schreibtisch.

„Das ist ja aber eine famose Geschichte, die mit der Marin. Ich habe mich krank gelacht, als ich sie hörte, aber meine Alte wird es Dir nicht danken, die war ganz versessen auf die schöne, fromme Betrügerin," so schwatzte er in seiner leichtfertigen Weise, während er sein Schreibpult aufschloß, ein Fach nach dem andern herauszog und lachend wieder zuschob, wenn es sich als leer auswies oder nur ein Durcheinander von allerlei Kram, einzelnen Handschuhen, Bouteillepfropfen, Korkziehern, und dergleichen als Inhalt zeigte.

„Bemüh' Dich nicht," unterbrach Eckard sein Treiben. „Ich will das Geld nicht, ich komme ganz anderer Schuld wegen. Ich komme im Namen eines unglücklichen Mädchens, im Namen ihrer durch Dich vernichteten Existenz, ich komme von ihrem Grabe —"

„Halt!" fiel ihm Leopold in die Rede. „Jetzt rappelt's wohl, Eckard? Was habe ich mit Gräbern und unglücklichen Mädchen zu thun? Ich kenne nur ein glückliches Mädchen und das ist meine Braut. Mensch, ich bitte Dich um Gotteswillen, was redest Du für gebrannten Unsinn zusammen und dazu mit der Miene eines Leichenbitters und dem Pathos eines Winkelschauspielers! An Frau von Marin's Bett hast Du Dich in der Posse versucht, ich bitte Dich, bleib' bei dem Genre, aus den Tragödien mache ich mir ganz und gar nichts."

„Und Du sollst mir gerade Rechenschaft für die geben, in der Du selbst eine Rolle gespielt hast. Ich komme mit einem Wort, im Namen Alida's!"

„Alida!" wiederholte Leopold, konnte aber nicht verhindern, daß eine flüchtige Blässe, die Eckard nicht entging, über sein Antlitz flog.

„Ja, Alida," fuhr Eckard fort, „die als Winkelschauspielerin ihr Leben in einem Mühlenteich endete."

„Donnerwetter!" sagte Leopold und die gewohnte Zuversicht klang nicht durch den Ton hindurch, sie kehrte

aber wieder, als er hinzu setzte: „Schade um das schöne, lustige Mädchen, aber was habe ich damit zu thun?“

„Das weißt Du so gut wie ich, so gut, wie der schurkische Diener Ringenfeld's, der den Unterhändler machte, es weiß, so gut wie die es wissen, die Eure schmachvollen Zusammenkünfte in der Solitüde oder bei Deiner —“ er hielt inne, in Gegenwart des Sohnes durfte er kein herabsetzendes Wort über die Mutter sagen, — „bei Deiner Mutter,“ fuhr er fort, „belauscht haben. Wenn Du wissen willst, warum Deines Freundes und Dein sauberer Gehülfe mich durch den untergeschobenen Brief auf die Spur führte, so frage ihn selbst, denn das ist mir in der That selbst räthselhaft, Du müßtest denn vielleicht seine treuen Dienste schlecht belohnt haben und er sich nach Art solcher Schurken und wie es für solche schurkische Verbindungen paßt, jetzt dafür rächen wollen.“

„Halt, mein guter Junge,“ unterbrach ihn Leopold jetzt, sich mit größter Gemüthlichkeit eine Cigarre ansteckend, „sei mal so gut, das von der schurkischen Verbindung zurückzunehmen, es könnte Dir schlecht bekommen.“

„Beweise es, daß ich Dir Unrecht that, dann will ich es zurücknehmen,“ entgegnete Eckard, „es gilt mir völlig gleich, wie es mir bekommt, schließlich bekommen Schurkenstreiche doch denen immer am schlimmsten, die sie begehen.“

Leopold kam nicht aus der Contenance.

„Deine letzten Worte sind so, daß sie jede weitere Erklärung unnütz machen," sagte er mit dem größten Gleichmuth. „Wir haben jetzt nur noch in einer Sprache mit einander zu reden und über die werde ich Dir meine Meinung sagen lassen. Deine Adresse, mein kostbarer Sittenrichter, der auf Dienstbotengeschwätz hört, und wann darf eine Botschaft von mir hoffen, Dich in Deinem tugendhaften Daheim zu finden?"

Eckard warf ihm seine Karte hin, sagte: „ich verlasse meine Wohnung heute nicht," und ging.

„Den guten Jungen wollen wir doch lahm legen, wenigstens bis nach der Hochzeit," brummte Leopold und klingelte nach dem Burschen. „Donnerwetter, ob's wahr sein mag mit der Alida? Ha, was kann ich dafür!"

Eckard ging nicht gleich in sein Hôtel zurück. Er suchte einen Studenten auf, den Sohn des Professor Werner, den er in B. gekannt, als dieser noch Schüler war, und den er in den so vergnügt verflossenen Tagen, die er mit seinem Onkel in der Residenz zugebracht, wiedergesehen hatte. Diesen bat er, ihm zu sekundiren, und an ihn verwies er Leopold's Kameraden, der ihm die erwartete Ausforderung brachte. Die nöthigen Verabredungen waren schnell getroffen, als der Ort, der

Zusammenkunft eine, eine Stunde von der Residenz gelegene Försterei, die Stunde für den nächsten Morgen in aller Frühe bestimmt, da Leopold, wie sein Abgesandter bemerkte, noch zum Exerciren zurück sein mußte.

Eckard schrieb an seine Schwester, der er, theils weil er ihr jede Unruhe ersparen wollte, theils weil sie ja der fremden Augen bedurfte, ihr den Brief zu entziffern, nur mittheilte, daß unerwartete Vorfälle seine Rückkehr noch in's Ungewisse hinausschöben und daß er ihr vorläufig noch nicht schreiben könne, wann er zu kommen gedenke. Sie möge sich deshalb keine Sorge und Unruhe machen, auch nicht, wenn er vielleicht einige Zeit nicht schriebe, da sein Leben jetzt etwas unstät sein würde. Wenn er zurückkomme, solle sie den Grund seiner Zögerung und seines Schweigens erfahren u. s. w.

Auch an den Onkel schrieb er, diesen Brief jedoch seinem Sekundanten übergebend, der ihn im Falle seines Todes an seine Adresse zu befördern übernahm.

In tiefe und ernste Gedanken verloren, die sein Gefährte schonender Weise nicht unterbrach, legte er am anderen Morgen den Weg nach dem Ort der Zusammenkunft zurück. Nur einmal fragte er, aus seinem Nachsinnen erwachend: „Mit wem ist Herr von Favern verlobt?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Jener, „wenigstens

habe ich den Namen der Dame vergessen. Eine Badebekanntschaft, so viel ich gehört, und eine reiche Parthie natürlich."

Sie hatten den Platz des Rendezvous erreicht. Die Gegenparthei war fast zu gleicher Zeit eingetroffen. Ein kalter, höflicher Gruß wurde gewechselt, die Sekundanten verrichteten ihr Amt, dann traten die Gegner einander gegenüber.

Auf fünfzehn Schritt Entfernung zu gleicher Zeit wurde gefeuert.

An Leopold's Schläfen vorbei sauste die tödtliche Kugel, ein ernst gemeinter Gruß Eckard's, den das Schicksal vereitelte, in den linken Arm getroffen, sank er dagegen bewußtlos zu Boden.

Die Wunde wurde untersucht und verbunden.

„Ist Gefahr vorhanden?" fragte Leopold.

„Durch die Wunde nicht," entgegnete der anwesende Arzt.

„Wird es eine langwierige Geschichte werden, wie lange kann es ihn hier festhalten?" forschte Leopold weiter. „Oder ist er transportabel, kann man ihn auf die Eisenbahn setzen und nach D. schaffen? Er wird es wollen. Er sah den Arzt lauernd an.

„Daran ist nicht zu denken," entgegnete dieser, „in solchen Fällen werden die Wünsche der Kranken nicht

berücksichtigt. Unter drei, vier Wochen ist bestenfalls an keine so weite Reise zu denken."

„Was wird aus dem armen Narren? Bah, ich möchte ihn in meine Wohnung bringen lassen," fuhr Leopold fort, die Kaserne ist nur ein schlechter Aufenthalt für einen Kranken."

„Ich glaube nicht, daß Leonardi mit dieser Gastfreundschaft einverstanden sein würde," mischte sich Werner in das Gespräch, „ich hoffe, er nimmt mit der meinigen fürlieb."

„A la bonne heure, dann bin ich ruhig," sagte Leopold.

Eckard schlug jetzt die Augen auf, die erst unstät von Einem zum Andern irrten, ehe er sich seiner Situation bewußt wurde, dann winkte er Leopold an sich heran.

„Ist Deine Mutter noch in Tannenhöh?" fragte er leise. „Dann bitte ich, schreibe nichts von meinem Unfall. Ich möchte nicht, daß meine Schwester es durch einen Andern als durch mich erführe."

„Sei unbesorgt," lachte Leopold, „ich schreibe nie an meine Alte, auch ist sie wohl schwerlich noch da."

Eckard schloß die Augen wieder. Eine Last fiel von seinem Herzen. Die Präsidentin nicht mehr in Tannenhöh, die Frau, deren ganze Niedrigkeit ihm auf's

Neue klar geworden, nicht mehr um seine Geliebte. Ihm war, als sei diese von einer tödtlichen Gefahr erlöst. Von dem Augenblick an, wo er Leopolds Verrath vernommen, hatte ihn die Angst gepeinigt, was jene Frau von dem arglosen Mädchen wollen könne.

„Gottlob, sie war fort!“ Eine zweite Ohnmacht beschlich ihn.

Man hob ihn auf den Wagen, ihn langsam in die Stadt nach Werner's Wohnung zu geleiten.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Sorglos, ahnungslos, arglos, mit diesen negativen Empfindungen blickte Valerie in den Sonnenschein ihrer Zukunft und kein beängstigender, kaum ein ernster Gedanke kam in ihre Seele. Sie stellte keine Forderungen an sich selbst, sie prüfte nirgends das Maß ihrer Kräfte, erwog keine Pflicht.

Liebe ist vollendetes Glück. Sie taucht die Welt in ein Meer von Wonne und durch phantastische Blumenpforten geht die Brautfahrt in's Paradies der Ehe.

Nur vier Wochen sollte die Brautfahrt dauern. Leopold hatte dem Rentier das Versprechen über den Kopf weggenommen, der Tante es abgetrotzt, alle Einwendungen besiegt, alle Gegengründe geschlagen. Er reiste mit dem Versprechen ab und jeder seiner Briefe mahnte nicht nur daran, sondern versuchte sogar den Zeitpunkt noch zu beschleunigen.

Die Präsidentin war zurückgeblieben, seine Rechte

zu wahren und die der Tante Trautliebe an sich zu reißen. Diese protestirte wieder und wieder gegen die unziemliche, unschickliche Eile, sie erklärte es für unmöglich, in so kurzer Zeit die Ausstattung zu besorgen, es war ja kaum die nöthige zum Aufgebot vorhanden. Die Präsidentin übernahm Alles. Wußte sie doch ohnehin besser, was sich für ein junges Paar, das in der Residenz standesgemäß leben wolle, schicke.

Sie zog mit Valerien in die Stadt und bald war die stille Wohnung des Rentiers, in der er selbst jetzt nicht einmal Platz hatte, in eine Putzmacher- und Schneiderwerkstatt umgewandelt. Seidenzeuge, Flor und Gaze, Möbelstoffe und Linnen, künstliche Blumen und buntfarbige Bänder lagen auf allen Tischen ausgebreitet. Das Geld des Rentiers rollte durch die Finger der Präsidentin und Valerie sah es gleichgiltig rollen. Was wußte sie von dem Werth des Metalles, von der Schwierigkeit des Erwerbes, sie sah nur die Leichtigkeit, mit der es verausgabt wurde und wie an seiner Statt die bunten Schätze sich sammelten, aus denen ihr häusliches Nest gebaut werden sollte. Sie erfuhr zum erstenmal, daß sie reich war, und freute sich des Reichthums um Leopolds willen.

Tante Trautliebe zog sich gekränkt zurück. Ihr Wort galt nichts mehr, ihr Rath wurde verachtet, mit

der bürgerlichen Einfachheit war es vorbei, bunter Putz trat an die Stelle derselben und mit der Welt, nicht mit der soliden Häuslichkeit des Mannes, sollte die ehrbare des Vaters vertauscht werden.

Ihr ahnte nichts Gutes. Sie klagte um Eckard, sie machte dem Rentier Vorwürfe, daß er den thörichten Wünschen Valeriens nicht widerstanden. Hatte sie es denn vermocht? Durch sie kam zum erstenmal Eckard's verschwiegene Liebe, seine still genährten Hoffnungen, die Rechte, die ihm der Vater einst gegeben, unvorsichtig zur Sprache und unverstandene Ahnungen in Valeriens Herzen nahmen auf einmal bestimmte Gestalt an. Wozu? Es war ja nun doch zu spät zu dem Glück, das an häuslicher Stätte still für sie vorbereitet war, und das Herz ist ein eigensinniges Ding, das seine eigenen krausen Wege sucht oder sich blind und taub dem Zufall in die Arme wirft und nach versorgender Güte und Vernunftschlüssen nichts fragt.

Es durchbebte Valerie wie ein Schreck, daß Eckard sie lieben sollte! Dann wies sie es als eine Phantasterei der Tante zurück.

„Kindergeschichten, Tante," sagte sie abweisend, „was fragt er nach mir!" Ihr war recht beklommen zu Muth. „Er soll mich nicht lieben," fuhr sie ärgerlich fort, „mich soll Keiner lieben als Leopold. Es ist auch nicht wahr,

Tante. Er war mit seiner Cousine verlobt. Kann man mehr als einmal lieben?“

„Ich weiß es nicht, ich habe wohl keinen Anderen als meinen Mann geliebt,“ entgegnete die Tante selbstbewußt, „aber man kann sich irren und für Liebe halten, was nur Sinnenblendung ist. So viel weiß ich gewiß, denn ich habe zwei Augen im Kopf und verstehe mich darauf, er liebt Dich, aber er ist ein solider Mensch, er hat ganz richtig gedacht, erst das Brot und dann die Frau!“

„Das brauchte er bei mir nicht zu denken,“ unterbrach Valerie die Tante.

„Erst recht,“ sagte diese unvorsichtig, „es ist nicht Jedermanns Sache, sich von seiner Frau ernähren zu lassen.“

Mit dieser Aeußerung hatte sie aber ihren Einfluß völlig verspielt. Zornesröthe überzog Valeriens Wangen.

„Liebe fragt nicht nach Mein und Dein, nur die Pedanterie rechnet,“ schlug sie die allerdings unzarte Bemerkung der Tante zurück. „Gottlob, daß Leopold freier, größer darin denkt, mit Eckard käme ich wohl trotz all’ meines Reichthums nicht aus der Dachstube heraus und könnte zeitlebens achtzig Stufen hoch mein Glück in der Beschränkung suchen, wenn er eng genug denkt, sich selbst Alles verdanken zu wollen.“

Die Tante schüttelte den Kopf. „Ihr Reichthum! Bisher kam das Wort nicht über ihre Lippen,“ dachte sie, „ach, sie werden sie lehren, Alles gering zu schätzen, was nicht aus goldener Quelle fließt.“

Sie schwieg. Die Scene endete mit Seufzern von ihrer, mit Thränen von Valeriens Seite. Ein Stachel des Mißtrauens blieb zurück. Valerie schloß sich nur enger an die Präsidentin an, aber ein Schatten war dennoch auf ihre erblühende Myrthe gefallen, auch von Oben her aus Hedwigs kleiner Clause, sonst ein sonniger Tempel stillen Genügens, hell genug, weithin Strahlen zu werfen.

Jetzt erklang mancher leise Seufzer darin und der Kreislauf täglicher Pflichten, wie sie ein durch sich selbst bestehendes Leben mit sich bringt, fiel dem armen Mädchen oft recht schwer. Sie grämte sich um Eckard, sie dachte an die Sicherheit seiner Hoffnungen, an seine fröhliche Zuversicht, sein festes Vertrauen.

Wie oft hatte er dankbaren Herzens sein günstiges Geschick gepriesen, das ihm ein festes Zuschreiten auf ein Ziel gestattete, und nun, demselben nah, die Hand schon ausgestreckt, das Werk mit dem Kranz der Vollendung zu krönen, entriß ihm ein Anderer den Preis.

Wie trügerisch ist menschliches Hoffen, wie kurz-

sichtig der in die Zukunft schauende Blick, der Verlaß auf Menschen, wie täuscht er die gläubige Seele!

Die Nachricht von seinem Erkranken vermehrte ihre Sorge. Es war recht schwer, still zu halten und den Muth nicht zu verlieren. Sie ließ an Eckard schreiben:

„Ich hoffe darauf, Du rufst mich, wenn Du meiner bedarfst. Gebundene Verhältnisse unbedenklich lösen, nur um einen Zug des Herzens zu befriedigen, um einer tiefen Sehnsucht zu genügen, würde unverständig sein, würde die Mutter uns nie gestattet haben. Du kennst die Grenzen, mit denen unsere Verhältnisse unsern Wünschen Halt gebieten und wirst wissen, ob ich sie überschreiten darf. Meine Blindheit ist kein Hinderniß. Es giebt überall gute und hülfreiche Menschen und so gut wie in unserer kleinen Heimath sind wir in der großen, der Gotteswelt, auch zu Hause und ich würde nicht zagen, mich auch im Dunkeln darin zurecht zu finden. Wir sind nur Zwei, die wir einander angehören, Zwei, die nichts trennen kann, nicht Glück, nicht Leid, und jedes Band, das um uns lockerer wird, knüpft das geschwisterliche nur fester. Das wollen wir Beide nie vergessen. —"

Eckard rief sie nicht. Es waren der Inconvenienzen zu viele zu besiegen und die Nothwendigkeit drängte nicht, ihnen zu trotzen. Für seine Pflege war gesorgt,

der Zauber ihrer Gegenwart rechtfertigte den Uebergriff über die nothwendigen Beschränkungen nicht und für die fast melancholische Berufung auf die Zusammengehörigkeit ihrer Herzen fehlte ihm der Commentar. Ohne irgend eine unheilvolle Befürchtung daran zu knüpfen, hielt er sie nur für einen unwillkürlichen Ausbruch banger Sehnsucht.

Während Eckards Genesung langsam vorschritt, rückte Valeriens Hochzeitstag heran. Sie sehnte ihn herbei, das Verhältniß mit der Tante hatte ihr das Vaterhaus verleidet.

Der Rentier und die Bürgermeisterin waren in die Stadt zurückgekehrt, es wäre doch zu unnatürlich gewesen, draußen zu bleiben, während die Trennung so nahe bevorstand. Tante Trautliebe griff wieder zum häuslichen Scepter, die Schneiderwerkstatt wurde auf das Wohnzimmer beschränkt, es war ein ungemüthliches Heimwesen und Alle ersehnten das Ende. Tante Trautliebe ging um die Präsidentin herum, wie ein von seinem Platz verdrängter, in seinen Rechten verkürzter Hofhund, der sich durch das Wedeln des glücklichen Genossen nicht versöhnen läßt, aber aus Pietät für seinen Herrn mit der Feindschaft nicht offen hervorzutreten wagt. Sie gönnte Valerien Alles, was ihr Freude machte, und hätte kein Opfer gescheut, selbst dazu beizutragen, aber sie dachte

eng und beschränkt und was über den Kreis des Gewohnten hinausging, wurde nicht als berechtigt anerkannt.

Auch von Hedwig fühlte sich Valerie durch ihren Brautstand entfernt. Sie konnte sie nicht sehen, ohne an Eckard zu denken, und seit sie wußte, daß Jener sie liebte, that ihr der Gedanke an ihn weh. Wozu sich aber selber Leides zufügen, wenn die Welt im Uebrigen so hell und schön ist und das Glück wie ein tausendfach gebrochener Lichtstrahl von allen Seiten uns umspielt.

Der arme Eckard! Sie seufzte, wenn sie an ihn dachte, und ein seltsames Gefühl von Bangigkeit ergriff sie.

Als die Nachricht von Eckards Erkranken zu ihr kam, war sie sehr betrübt und dennoch beschlich sie ein Gefühl der Genugthuung, daß er nun nicht kommen, daß sie nun nicht nöthig haben würde, sein ihretwegen trauriges Gesicht zu sehen. Ach, überall Zwiespalt und Verdruß, nur wenn sie an Leopold dachte, an das Leben mit ihm, an ihre glückliche Zukunft, an die Herrlichkeit der Welt, dann wurde der Himmel ganz wolkenlos.

Ist es denn immer so, daß Alles, was uns bisher glücklich machte, abfällt, wenn die Liebe in das Herz einzieht; „isolirt denn die Liebe?“ fragte sich Valerie.

„Darf sich denn Nichts behaupten neben dem Einen, der Alles in uns beherrscht?"

Sie hatte nicht viel Zeit zu solchen Gedanken, auch rief jetzt die Präsidentin, ihr ein eben fertig gewordenes Kunstwerk der Garderobe zu zeigen.

„Komm, sieh' Dir die Beduine an, die Du auf der Reise tragen sollst. Wundervoller Stoff, sammetweiche Wolle und das Muster prachtvoll! Sieh' nur, auf beiden Seiten zu tragen, auf der einen die Palme mit Gold, auf der andern mit Silber durchwirkt, ich wollte, ich wäre auch noch so jung, dergleichen zu tragen, —" und Valeriens Fragen an die Räthsel des menschlichen Herzens gingen unter in der Verwunderung bunten Modekrams und in der Freude an den äußeren Wahrzeichen ihres Glückes.

Der Bräutigam kam an, die Braut zu holen. Der anbrechende Hochzeitmorgen kämpfte mit unsicherem Erfolg gegen herbstliche Nebel, die sich zu Regenwolken zu verdichten drohten.

Um zwölf Uhr sollte die Trauung sein, um zwei Uhr ging der Zug ab, mit dem das junge Paar abzureisen gedachte. Auch hier die Alles überstürzende Eile wie bei der Liebe, bei der Verlobung. „Herr Gott, läuft das Glück denn davon?" fragte die Tante.

Auch hierbei war Alles nach Anordnung der Präsi-

dentin gegangen und die Tante hatte ihre Vorschläge einen nach dem andern zurücknehmen müssen. „Sie oder ich," dachte sie tausendmal im Stillen, „nistet die Schwiegermutter sich hier ein, so gehe ich. Ich bin um Liebe dienstbar gewesen, um nichts Anderes. Betrügt man mich um den Lohn, so gehe ich. Nutzen will ich und nicht wie ein nutzloses Möbel bei Seite geschoben werden." Es fiel manche verstohlene Thräne auf die Blumen, die sie zur Feier des Tages in die Vasen vertheilte.

Die Morgenstunden gingen unter mancherlei Unruhen dahin. Die Präsidentin packte den Reisekoffer des jungen Paares und ließ die letzte Hand an den Brautstaat legen. Aus einer Stube in die andere wurde Leopold und Valerie vertrieben. Ihr war zu Muth wie im Traume, Zagen und Seligkeit erfüllten abwechselnd ihr Herz. Sie hatte den Morgen noch zu Hedwig hinaufgehen wollen, aber sie vergaß es. Sie war beschämt, als Jene kurz vor der Trauung zu ihr kam, ihr alle die Blumen zu bringen, die sie in den Töpfen an ihrem Fenster gezogen und für sie abgeschnitten hatte.

„Was wird Eckard sagen, wenn er kommt, er liebt die Blumen so," sagte Valerie unwillkürlich.

„Glaubst Du, er würde es anders machen?" fragte Hedwig dagegen, „er gönnt Dir jede Freude, jedes Glück."

„Auch Du, Hedwig?“ fragte Valerie dringend, „auch Du? Ach, bist Du nicht böse, daß ich mein Glück weiter suche, nicht hier, nicht mit Euch, nicht im Vaterhause?“

„Im Vaterhause sind wir Alle,“ entgegnete sie innig, „und Alle können wir darin glücklich sein.“

Die beiden Mädchen umfaßten einander und küßten sich zärtlich, das war der erste Abschied an dem Tage, das Zerreißen des ersten Fadens an dem Band der Liebe, der Gewohnheit, des Kinderlebens. Wie schnell war der Schmerz vorbei!

Wie Jemand, der lange Zeit in die Sonne gesehen, mit den geblendeten Augen nichts Anderes wahrnimmt, als überall auf- und abschwebende Sonnen, so war Valeriens ganzes Wesen an dem Morgen von einem so wunderbaren Gefühl berauschenden Glückes durchbebt, daß nichts in ihren Gedanken Raum fand, was nicht dort reflectirt wurde. Es war ihr zu Muth, als würde sie getragen und ihr Glück stimmte sie feierlich, während Leopold sich ausgelassener Lustigkeit hingab, allerlei Possen trieb und mit Gewalt die Wehmuth zu verscheuchen strebte, die bei Hochzeiten in allen Ecken und Winkeln lauert und hier vielleicht noch die meiste Veranlassung hatte, hervorzubrechen mit ihrem unvermeidlichen Thränenflor.

Selbst Tante Trautliebe fühlte ihre Abneigung wieder erschüttert trotz ihres Kopfschüttelns über den Mangel an aller Ceremonie. Keine Brautjungfern und keine Brautführer, nur die allernothwendigsten Zeugen. Kein Diner mit Reden und Toasten, kein Tanz um den Brautkranz, keine Musik und keine Reminiscenz des uralten und doch immer wieder frisch auf die heitere Laune wirkenden:

„Und als der Vater die Großmutter nahm."

Die Trauung nicht einmal in der Kirche. An der Stelle, wo der Mutter Sarg gestanden, war der Altar errichtet, Blumen schmückten ihn, wie sie einst den Sarg geschmückt hatten.

Nach der Trauung nur eine Collation von Chokolade und Kuchen. Tante Trautliebe schämte sich ordentlich der übelangebrachten Einfachheit, während doch bei Allem, was das künftige häusliche Leben betraf, der Luxus sich breit machte. Verkehrte Welt! Am Wochentage festtäglicher Prunk und der Heiligkeit der höchsten Feiertage des Lebens mit herabsetzender Prunklosigkeit spotten. Verkehrte Welt.

Als die feierliche Ceremonie und die unfeierliche Bewirthung vorüber waren, empfahlen sich die wenigen Gäste und Valerie vertauschte ihr weißes Brautgewand gegen das Reisekleid und die türkische Beduine, den Braut-

kranz gegen ein keck auf dem hübschen Kopf sitzendes Hütchen mit wallenden Federn.

Dann kam der Abschied. Valeriens Herz wurde weich, das Vaterhaus machte alle seine Rechte geltend. Aus Tante Trautliebens Herzen waren alle Schatten geschwunden, die ihres Lieblings Bild in letzter Zeit verhüllt. Schluchzend lag Valerie in des Vaters, in Tante Trautliebens, in der Präsidentin Armen.

In lachendem Uebermuth entriß Leopold sie denselben, hob sie in seinen Armen empor und den Zurückbleibenden fröhliche Grüße zuwinkend, trug er seinen errungenen Schatz zum Hause hinaus in den Wagen.

Ade Vaterhaus, ade Kindheit, ade Du kindliches Glück und Ihr kindischen Träume! Heidi, hinaus in die Welt, heidi, hinaus in das Leben.

Noch einmal bog Valerie ihr Haupt aus dem Wagen, dem alten Hause den letzten Gruß zuzuwinken, aber mit einem unterdrückten Schrei sank sie zurück in Leopolds Arme.

„Eckard!" rief sie unwillkürlich, „halt, Kutscher, halt!"

„Vorwärts!" gebot dagegen Leopold.

Eckard stand da und starrte dem Wagen nach. Er trug den Arm noch in der Binde und sein Antlitz war geisterbleich, er stand da und rieb sich die Stirn. War

das Wirklichkeit, was er gesehen, war das möglich? Neckte ihn ein Phantom oder waren seine Sinne verwirrt und er sah am hellen lichten Tage Gespenster?

Ein paar Sekunden tanzte Alles vor seinen Blicken, die ganze Straße bebte und wankte und der alte Thurm schien ihm vollends auf den Kopf stürzen zu wollen. Wie er die achtig Stufen hinauf zu seiner Schwester kam, er wußte es selbst nicht.

Der Tag hatte sein Feierkleid ausgezogen, es hatte so nirgends recht hingepaßt. Tante Trautliebe räumte Valeriens Brautstaat bei Seite und stellte die Ordnung der Zimmer wieder her, in ihrem Herzen war sie nicht so leicht wieder herzustellen. Da war Alles aus dem Geleise gerückt, Alles, Alles und ein wirres Chaos von Gedanken trieb sein rastloses Spiel in ihrem getrübten Geist.

Verloren, verloren den Herzensliebling, an den wilden Gesellen verloren! Die alte Tante, der alte Vater, wie schnell werden sie vergessen sein!

Die welterfahrene Schwiegermutter, die mit Prinzessinnen verkehrt und seidene Ueberzüge auf die Möbel kauft und das Geld, das ihr nicht gehört, auf die Straße wirft, die wird nun das unschuldige, liebe kleine Herz bewahren und behüten! Ach, warum hat der Eckard nicht zur rechten Zeit geredet! Zu spät, zu spät, Alles zu spät!

„Ist das das Ende, kann es das Ende sein! Unmöglich, unmöglich!“ murmelte der Rentier, als er sich den ungewohnten schwarzen Frack auszog und sich erschöpft in seinen Lehnstuhl warf.

Er war froh, daß der Lärm vorüber war und daß nun Ruhe und Stille wiederkehren sollten. Da erscholl die Stimme der Präsidentin durch zwei trennende Zimmer hindurch in das seine hinein.

Er sprang auf und schloß die Thür zu. Die alte Angst vor dem Omnibus ergriff ihn wieder. Die Präsidentin packte in Valerien's Stube, in die sie sich einquartiert hatte, ihren Reisekoffer. Sie wollte am nächsten Morgen abreisen, dem jungen Paar in der Residenz die Wohnung einzurichten, die es bei der Rückkehr von seiner Hochzeitsreise empfangen sollte. Ihr Herz schlug freudig, mit innerer Genugthuung blickte sie auf ihr gelungenes Werk. Das Schicksal ihres Sohnes war unter Dach gebracht, was kümmerte es sie, daß sie das Baumaterial aus dem zertrümmerten Hause Anderer entwendet, war Leopold doch geborgen, geborgen kurz vor dem wilden Ausbruch drohenden Sturms.

Sie hatte eine innige Freude an der Heirath.

In die Dachwohnung blicken wir nicht. Die Vorhänge sind zwar nicht heruntergelassen, das eine Fenster ist sogar offen und Mond und Sterne schauen hinein,

bald glänzend hell, bald verhüllt von vorüberziehenden Wolken, gerade wie vor zwei Jahren in der Nacht nach Eckards Heimkehr, wo der Stern der Liebe, der jetzt versunken, in seine Seele fiel.

War er auch nur ein verglühendes Meteor gewesen!

Die Lücke ist nicht zu merken in dem Sternenreichthum des Firmaments und die Welt geht ihren ruhigen Gang fort, ob da auch irgendwo eine geschlagene Seele in wildem Schmerz gegen ein unverdientes Schicksal tobt, ob Sanftmuth und Geduld still sich rüsten, die Fehde auszutragen, und Liebe ausschaut nach dem Frieden, der nach ausgefochtenem Kampf dem Sieger still die Palme reicht.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Leopold mit seiner jungen Frau auf Reisen! Wer ihm das noch vor einem Jahr zugemuthet hätte! Aber jetzt sah ihm die Sache nicht so schlimm aus. Er war verliebter in Valerie, als er sich selbst zugetraut und der Schwiegervater hatte ihm, Dank der fürsorglichen Schlauheit der Präsidentin, carte blanche hinsichtlich seiner Reiseausgaben gegeben.

Valeriens bewegliches Gemüth hatte bald den Trennungsschmerz überwunden, auch Eckard's erschrockenes Gesicht, wie sie es im Moment der Abreise erblickt, trat in den Hintergrund vor dem Reiz des neuen Glückes, des neuen, bunt bewegten Lebens.

Sie war nie aus dem Vaterhause herausgekommen, ihr war deshalb Alles neu, Alles interessant. Glühende Lebenslust regte sich in ihren Adern; ihre Frische, ihr kindliches Entzücken, ihre Lebendigkeit machten Leopold, wie

er sich ausdrückte, Scherz, es gefiel ihm, daß sie nicht zu ermüden war, daß ihre jugendliche Elasticität, ihre Freude an der Zerstreuung sie zu einem guten Reisekameraden machten, daß sie wollte, was er wollte, und in ihrer vollständigen Unbekanntschaft mit der Welt und in dem vollkommenen Glauben an die Einsicht ihres Mannes auch nicht scheu vor etwas gewagten Unternehmungen zurückbebte.

Das war eine wunderliche Reise, die die Beiden machten, wunderlich für ein jung vermähltes Paar. Aus einer großen Stadt ging es in die andere und in den Städten vom Theater in den Circus und vom Circus in's Theater, von einer Table d'hôte in die andere.

In Paris ließ er ihr Reitstunde geben und nahm sie in Herrenkleidung sogar auf einen Mussard'schen Maskenball mit, am grünen Tisch versuchte sie ihr Glück auf der nämlichen Karte wie er. Sie dachte, das müßte so sein und war zu harmlos, in den blitzenden Funken fröhlicher Lust das unheilige, unlautere Feuer zu ahnen, um so mehr, als der rasche Wechsel der Bilder das ungeschulte Urtheil irre führte und da, wo sie instinctiv sich von der Wildheit des Treibens zurückgeschreckt fühlte, Leopold sie auslachte und mit den Worten: „Unsinn, Du bist eine verheirathete Frau, da hört die Zimperlich-

keit auf und wo ich Dich mitnehme, da kannst Du auch sorglos hingehen," ihre Bedenklichkeit beruhigte.

Er fand Gefallen daran, sie in seiner Nähe zu haben, er hatte eine Art von wilder Zärtlichkeit und roher Galanterie, die sie für Ausbrüche der Liebe hielt und mit der vollen Wärme ihres unschuldigen Herzens erwiderte.

Er überhäufte sie mit kostbaren Geschenken und animirte sie zum rücksichtslosen Geldausgeben. Sie wußte ebenso wenig etwas vom Werth des Geldes, als sie vom Werth des Lebens eine bestimmte Anschauung hatte. Was sie sah, gefiel ihr und was ihr gefiel, das kaufte er ihr vermittelst der carte blanche ihres Vaters. Echte Shawls und kostbare Spitzen, Kleider, Schmuck und Spielereien, heut bewundert und morgen bei Seite gelegt, so recht wie ein Kind, das seine Hände nach Allem ausstreckt und was es eine Weile in den Händen hat, zu Boden wirft.

Sie, die noch nie auch nur die einfachste Bijouterie ihr eigen genannt, besaß jetzt glänzende Juwelen. Ihr Jubel war grenzenlos, als ihr aus dem dunkeln Sammet des Etui's die Brillanten entgegenstrahlten. Sie legte den glänzenden Schmuck an. Sie stellte sich vor den Spiegel und wendete ihren Blick halb beschämt ab von der glänzenden Erscheinung, die ihr entgegentrat. Dann

ihrer altväterischen Tracht im väterlichen Hause, des Geschmackes Tante Trautliebens gedenkend, lachte sie über den Contrast und dann wieder fiel sie ihrem Manne um den Hals und dankte ihm, daß auch er sie so lieb habe, ihr alle Wünsche zu erfüllen.

Sie sah wunderhübsch so geschmückt aus, wie eine Rose mit blitzendem Thau benetzt, das Bild der Jugend, des Frohsinns, der Lebensfreude, Lebenskraft. Das Glück lachte ihr und sie ihm zu, lachte ihr zu in blitzenden Steinen und sie that es mit dem Herzen, dem ahnungslosen, unschuldigen, unverständigen Herzen.

Die Reise war ein Triumphzug der Freude, eine Kette fröhlicher Genüsse. Wird das Leben eben so sein?

In Wien, wo sie einige Tage zu verweilen gedachten, kamen sie kurz vor der Theaterzeit an. Es war nur noch Zeit, sich rasch umzukleiden.

„Ja, aber in welches gehen wir?" fragte Valerie, „in die Oper?"

Sie liebte Musik, aber Leopold konnte sie nicht leiden. Er klingelte nach dem Kellner.

„Was ist los im Theater?" fragte er diesen.

„Im Renaissance-Theater der Teufel," antwortete dieser. „Da wird Madame Ferraro heut ausgepfiffen."

„Donnerwetter, die berühmte Schauspielerin, warum?"

„Na, wegen der Geschichte."

Leopold wußte von der Geschichte nichts. Zeitungen las er nicht, sonst hätte er sie gewußt, denn der fatale Vorfall machte die Runde durch alle Blätter.

„Es weiß Keiner recht, was daran ist," sagte der Kellner. „Sie hatte da eine Bekanntschaft mit einem Baron, Baron — ich weiß im Augenblick den Namen nicht, es heißt, es wäre ein früherer Bekannter gewesen und nichts dahinter, Andere sagen wieder, sie habe einen Liebeshandel mit ihm gehabt und sich an die Eifersucht des kleinen Alberto nicht gekehrt."

„Zum Teufel, wer ist der kleine Alberto?"

„Signor Alberto, unser erster Tenor, der Bruder ihres verstorbenen Mannes. Er war bis zum Wahnsinn verliebt in die schöne Schwägerin und nun hat sich der tolle Mensch am hellen lichten Tage vor der Thür ihres Vorzimmers erschossen, weil sie ihm den Eintritt verweigerte und er doch wußte, daß jener Baron bei ihr war."

„Was kann sie dafür, wenn der Mensch toll ist," sagte Leopold.

„Na, sie muß doch dafür können," meinte der Kellner, „sie geben ihr doch Alle schuld, sie sagen, sie habe den kleinen Alberto so toll gemacht. Der Baron ist gleich abgereist und sie tritt heut' nach dem Vorfall zum

ersten Mal wieder auf. Wahrscheinlich wird sie ausgepfiffen werden. Andere wieder wollen es nicht leiden. Es ist viel Polizei in's Haus bestellt, es wird ein guter Lärm werden."

„O, da müssen wir hin!" rief Leopold, „das muß ich mitansehen. Billets, Kellner! Ich hoffe, es giebt noch welche."

„Wenigstens werden sie noch zu schaffen sein," sagte der Kellner und eilte fort.

„Das heißt so viel, als wir müssen das Dreifache bezahlen," lachte Leopold, „aber das schadet nichts, den Spaß muß ich mitansehen."

„Nicht doch," bat Valerie, „das kann doch kein Vergnügen sein, wenn eine Frau öffentlich beschimpft wird."

„Das bischen Auspfeifen ist noch kein Schimpf, das mußt Du Dir nicht so schlimm denken," sagte Leopold. „Donnerwetter, eine Schauspielerin ist an die Oeffentlichkeit gewöhnt und ob Pfeifen oder Klatschen, das ist Alles ein Deiwel. Für eins oder das Andere macht sie ein paar Knixe und damit ist's gut. Du kennst das Publikum nicht, ich will wetten, im vollsten Gezisch und Gepfeife bringe ich's zum Applaudiren. Donnerwetter, wenn ich mich aufrichte und los lege, werde ich schon die gehörige Anzahl Affen finden. Komm' nur mit, es ist ja nichts Schlimmes an einem bischen Spektakel. Nur

nicht zimperlich, mein Kamerad!" fügte er aufmunternd hinzu, als er noch den Zweifel auf ihrem Gesicht sah.

Mit dem Zauberwort bannte er ihre Zweifel, denn Zimperlichkeit verachtete er und Kameradschaftlichkeit nannte er das festeste Band, das zwei Menschen verbinden könne, nannte es die höchste Errungenschaft der Frau, ihres Mannes guter Kamerad zu sein.

„Ich habe mich gerade sehr auf die Ferraro gefreut," meinte Valerie, „sie soll sehr schön spielen."

„Und sehr schön sein," fügte Lepold hinzu.

Sie fuhren in's Theater. Das Haus war brechend voll und eine erwartungsvolle Spannung in allen Zügen, jenes Flüstern, jene Unruhe im Publikum, die besonderen Ereignissen voranzugehen pflegen. Athemloses Schweigen als die Musik verstummte und der Vorhang aufflog.

Die ersten Scenen gingen unter sichtlich zerstreuter Aufmerksamkeit vorüber. Es war ein neues Stück, das zum ersten Mal über die Bühne ging, die Ferraro hatte die Rolle der Königin Elisabeth, der stolzen jungfräulichen Elisabeth, der in Furcht bewunderten und mit Zittern geliebten.

Ein Murmeln flog durch das Haus, als sie auftrat, im vollen Schmuck des hohen Ranges, den sie vertrat, bewaffnet mit dem Stolz königlicher Würde. Sie

sah prachtvoll aus, Haltung und Anstand wahrhaft majestätisch.

Ihre ersten Worte waren rückwärts an das glänzende Gefolge edler Lords gerichtet, sie brach mitten in der Rede ab und blieb im Hintergrunde der Bühne stehen, als die unheilverkündende Bewegung begann. Sie war nur das erste Windesrauschen vor dem Sturm gewesen, jetzt brach dieser los.

Ein wilder, wüster Lärm, Zischen, Pfeifen, Trommeln mit den Füßen, anklagende Vorwürfe wurden ihr in scharfen schonungslosen Ausdrücken zugeschleudert, einzelne Widerrufe verhallten ungehört. Die Ferraro stand wie angewurzelt, wie aus Marmor gemeißelt, sie rührte nicht Hand noch Fuß, sie zuckte mit keiner Wimper, aber sie war unter der Schminke todtenblaß geworden.

„Wir wollen die Stimmung gleich umschlagen machen, aber erst muß sie mehr vortreten," flüsterte Leopold der bis in den Tod erschrockenen und von der wilden Scene, von der schauderhaften Lage der Frau, mochte sie schuldig sein oder nicht, auf's Tiefste erschütterten Valerie zu, die ihn dringend bat, mit ihr das Theater zu verlassen.

Statt dessen erhob er sich zu seiner vollen Länge.

„Näher treten, an's Proscenium kommen, sich demüthigen, abbitten, dann weiter spielen!" brüllte er mit seiner Stentorstimme und flüsterte dann seiner Frau wieder zu:

„paß' auf, wie ich sie applaudiren lassen werde, wenn sie's thut."

Aber sie that es nicht. Sie rührte sich nicht von der Stelle, sie wandte nur die Augen und heftete sie mit einem Blick unsäglicher Verachtung und tiefglühendem Rachegefühls auf Leopolds hervorragende Gestalt.

„Famos! Ein wahres Teufelsweib!" brach er bewundernd los, seine Augen noch schärfer auf sie richtend, aber in dem Augenblicke flog etwas über sein Gesicht wie Schreck, ein plötzliches Erkennen. Er setzte sich unwillkürlich.

„Donnerwetter!" murmelte er, holte sein Glas hervor und sah schärfer hin. Was hat denn der Narr, der Eckard, gefaselt, dachte er und nahm das Glas wieder von den Augen, als er nun deutlich den Blick glühenden Zornes in dem rachedrohenden Auge, das starr auf ihn gerichtet war, erkannte.

Eine Bewegung neben ihm, Valerie war ohnmächtig geworden.

„Na, das fehlt noch," sagte er ärgerlich, hob sie auf und sich Platz machend, trug er sie durch das Gedränge zum Hause hinaus an die frische Luft, rief einen Wagen herbei und fuhr mit ihr, die sich inzwischen erholte, nach dem Hôtel zurück, seiner aufgeregten verdrießlichen Stim=

mung dadurch Luft machend, daß er sie um ihrer Schwäche willen schalt.

Es waren die ersten rauhen Worte, die sie zu hören bekam, es war das erste Mal, daß er es dem herbeieilenden Hausdiener überließ, sie aus dem Wagen zu heben, das erste Mal, daß er sie allein ließ, indem er ihr rücksichtslos erklärte, Kameraden, die in Ohnmacht fielen, könne er nicht gebrauchen.

Im Schauspielhause schlug der Lärm die von Leopold angegebene Richtung ein.

„Vortreten, abbitten, weiter spielen!" brüllte die Menge, — da fiel der Vorhang und der Regisseur trat vor, das nun erfolgte Schweigen benutzend, mit einigen an das Verständniß des Publikums gerichteten Worten die Erklärung abzugeben, daß die mit Recht sonst hochgefeierte und jetzt unschuldig geschmähte Künstlerin, von deren edlem Unwillen und der ihre Unschuld bezeugenden würdigen Haltung das Haus Zeuge gewesen, außer Stande, den übernommenen Pflichten des Abends nachzukommen, sich nach ihrer Wohnung begeben habe und er seinerseits nur hoffe, daß ein so voreiliges Urtheil und ungerechtes Gericht nicht die hiesige Bühne ihrer größten Zierde berauben möge.

Der Regisseur war eine im besten Ruf stehende Persönlichkeit, seine Worte blieben nicht ohne Wirkung.

Die Menge zerstreute sich in verständigerer Haltung, als nach der eben stattgefundenen Scene zu erwarten gewesen war.

Der Glaube an die Schuld der Schauspielerin, an die Gerechtigkeit des Urtheils fing an zu wanken und hier und da fielen Aeußerungen des Bedauerns über den Vorfall, der Bedenklichkeit über die möglichen Folgen.

In allen dem Publikum geöffneten Lokalen wurden an dem Abend die lebhaftesten Debatten geführt. Im S'schen Weinhaus war Leopold ein stummer Zuhörer derselben, während er eine Flasche Burgunder nach der andern entkorkte, mit dem Hummersalat zugleich den Verdruß hinunter zu spülen, den Valeriens unerwartete Nervosität in ihm erregt hatte. Vielleicht war auch noch etwas Anderes in ihm, was der Betäubung bedurfte.

Valerie schlief fest, als er in's Hôtel zurückkehrte, nur noch so weit seiner Sinne mächtig, den Weg ins Bett zu finden, wo er über dem vergeblichen Grübeln einschlief, ob er geträumt oder recht gehört habe, als aus dem Gewirr verschiedenartigster Conversation Ringenfeld's Name in sein Ohr gedrungen und man ihn als den begünstigten Liebhaber der Ferraro bezeichnete, um dessenwillen der kleine Alberto sich todt geschossen.

Zum ersten Mal sah Valerie etwas ermüdet aus und war ihr Frohsinn getrübt, als das junge Paar des

Morgens beim Frühstück saß. Es war immer noch ein Zeichen seiner Verliebtheit, daß er sich bemühte, den unangenehmen Eindruck des vergangenen Abends zu verwischen. Er zog sie mit ihrer Ohnmacht auf, scherzend, aber durch den Scherz klang doch ein verletzender Ton hindurch, der ihr zum ersten Mal unangenehm auffiel.

„Wenn Du ausspannst, Kamerad," sagte er, „ist's Zeit, Dich auf den Bagagewagen zu schicken. Donnerwetter, schon nach so kurzem Marsch müde und wir haben doch noch einen langen vor uns. Mit Sentimentalitäten halte ich mich nicht auf. Frisch, lustig, heidi, vorwärts! sonst bereue ich, daß ich meine Freiheit an ein Weib verkauft. Wird vor Schreck ohnmächtig werden, weil ein paar Leute stampfen und schreien, hast Du nicht gesehen, wie wundervoll fest die stand, der der Lärm galt? Solch Weib zu lieben, das verlohnt."

Valerie schüttelte die Niedergeschlagenheit ab. Sie wollte auch ein Weib sein, das geliebt zu werden verlohnte.

„Recht so, mein Kamerad," lobte er und kniff sie in's Kinn, daß sie mit Mühe einen kleinen Schmerzensschrei unterdrückte.

Sie hatte ja seine Kraft so sehr bewundert, auch die rohe? —

Indem trat der Kellner ein und überreichte Vale-

rien einen eben mit der Stadtpost an sie angekommenen Brief.

„Von wem?“ sagte sie erstaunt, „wer kann hier an mich schreiben?“

„Ein Bettelbrief wahrscheinlich,“ bemerkte Leopold.

Der Kellner ging wieder und Valerie brach den Brief auf. Sie wurde leichenblaß während des Lesens und als sie vollendet, hielt sie ihrem Manne das Billet hin.

„Kannst Du das verstehen?“ fragte sie ängstlich.

„Lies doch vor,“ sagte er gleichgültig, „ich entziffere nicht gern solch' Gekritzel.“

„Es ist nicht gekritzelt, es ist eine schöne feste Handschrift,“ entgegnete Valerie, dann las sie in einem Ton, in dem sich eben so viel Erstaunen als Besorgniß, ja Furcht, die jedoch nicht weiß, worauf sie eigentlich begründet ist, aussprach, wie folgt:

„Rücksichtslos, lieblos, pflichtlos, gewissenlos, schamlos und ehrlos — alle diese Abstufungen tiefer Verderbtheit kennen zu lernen wird das Loos des unglücklichen Weibes Leopold von Favern's sein.“

„Wenn etwa eine Unterschrift fehlt, wollen wir sinnlos darunter schreiben,“ unterbrach sie Leopold.

„Die Unterschrift fehlt nicht, es steht Alida darunter,“ bemerkte Valerie kleinlaut.

„Alida!“ Er schüttelte den Kopf. „Ich kenne keine.“

Man konnte wirklich nicht gleichmüthiger einer solchen Anklage begegnen, als er es that.

„Eckard's Cousine, seine Braut hieß so,“ entgegnete Valerie, noch immer von einer ungewissen Angst befangen.

„Richtig, richtig!“ rief er aus. „Das war ein tolles Frauenzimmer und lief ja wohl davon. Ich denke, ich habe so etwas gehört. Ich war nicht mehr in B., als es geschah.“

„Hast Du sie denn nicht gekannt?“ forschte Valerie.

„Ich habe sie einmal bei meiner Mutter getroffen,“ sagte er mit vollkommener Ruhe. „Du weißt ja, ich habe mir aus Weibern nie viel gemacht und diese hielt ihr Vater unter Schloß und Riegel.“

„Alida!“ wiederholte Valerie gedankenvoll. „Ob wohl die Ferraro so heißen mag? Wenn ich mir den Blick, mit dem sie Dich ansah und vor dem ich so erschrack, daß ich in Ohnmacht fiel, in Worte übersetzen sollte, ich könnte keine passenderen finden als die in dem Briefe enthaltenen. Unaussprechliche Verachtung, Zorn und Rache glühten in dem unheimlichen Blick.“

Leopold lachte.

„Wie eine aufgeregte Phantasie übertreibt,“ sagte er. „Na, sehr liebsam wird mich die Ferraro nicht angesehen

haben, sie mag wohl etwas in Wuth gewesen sein, aber was hat sie mich zu verachten! Sie heißt übrigens Adelaide, so steht auf dem Zettel."

Noch immer sah Valerie gedankenvoll vor sich hin.

„Aber was denkst Du Dir hiervon?" fragte sie zagend.

„Nichts als daß es Unsinn ist und mich nichts angeht," sagte Leopold mit größter Gemüthsruhe, „und daß ich Dich nächstens auslachen werde über Dein verdutztes Gesicht und Deine verstörte Miene. Gieb doch den Wisch her!"

Er zerriß ihn in lauter kleine Stücke.

„Und nun komm', Kamerad, wir wollen ausgehen. Wien ist ein lustiges Nest, wir wollen hier bleiben, bis mein Urlaub zu Ende ist."

Die leichte Art, in der er den Vorfall nahm, beschwichtigte Besorgnisse, denen Valerie überhaupt keine Gestalt zu geben wußte. Es war nur das erste Begegnen feindseliger Einflüsse, der erste leichte, ungeahnte und unverstandene Argwohn, der ihren Kinderblick ins Leben für einen Augenblick getrübt. Sie hatte zum erstenmal in dieser Welt voll Glanz und Schimmer etwas Häßliches gesehen, das sich Wahnsinn oder Verleumdung oder Rache nannte, das ungesehen um sie und Leopold herumschlich und einen Schatten auf ihre sorglose Unbefangen-

heit warf. So frisch war die Reisefreude nicht mehr und der Saus und Braus der letzten acht Tage in Wien betäubte sie mehr, als daß sie vergnügter dadurch wurde.

Madame Ferraro hatte die Stadt verlassen. Den Contractbruch, dessen sie sich schuldig machte, glich sie durch eine ansehnliche Summe Reugeld aus, das sie dem Direktor des Renaissance-Theaters zuschickte, mit einem schriftlichen Abschied und dem Bemerken, daß keine Macht der Erde sie zwingen könne, je wieder vor dem undankbaren Wiener Publikum aufzutreten, das die Künstlerin und die Frau gleicherweise in ihr beleidigt u. s. w.

Der Name Adelaide Ferraro war noch nicht verhallt, als Leopold und Valerie Wien verließen und Letztere mit klopfendem Herzen der neuen Heimath entgegeneilte.

Bilder häuslichen Glückes umgaukelten sie, als sie an der Seite ihres Mannes dahinfuhr. Aus der Welt ins Haus, ihr eigenes Haus, in dem sie Herrin war, in dem sie Leopold glücklich machen und selber glücklich sein wollte, o wie glücklich! Sie dachte sich das Alles kinderleicht.

Die Empfindung steigerte sich, als sie in der Residenz ankamen, der Wagen vor der Wohnung hielt, die die Präsidentin für sie besorgt und eingerichtet hatte und sie

an deren Schwelle mit den lebhaftesten Ausbrüchen von Zärtlichkeit empfing. In allen Zimmern heller Morgenglanz und frische Blumen, die Diener in neuer Livree, das weibliche Personal in zierlichstem Sonntagsstaat und der jungen Herrin vertrauensvoll entgegenschauend. Wie eine Königin kam sie sich vor.

Der Thee stand servirt auf dem Tisch. Sie übernahm gleich die Pflichten der Hausfrau und lud ihren Mann mit anmuthigem Lächeln zum ersten Imbiß in der eignen Häuslichkeit ein.

„Trink nur mit der Mutter, Kamerad," sagte er leichthin, „ich gehe noch in die Kaserne."

Sie sah ihn an, als hätte sie nicht recht gehört. Er lachte über ihre verstörte Miene.

„Du willst ausgehen, den ersten Abend, den wir zu Hause sind!" fragte sie ganz erschrocken.

„Kind, wir können noch viele Abende zu Hause sein, wenn wir alt sind und zu nichts Anderem mehr Lust haben," meinte er gleichmüthig. „Ich bin noch nie einen Abend allein zu Hause gewesen. Wenn die Kameraden bei mir sind, à la bonne heure!"

„Dein bester Kamerad ist ja bei Dir," wagte Valerie schüchtern einzuwenden, „Dein bester Kamerad und die Mutter auch."

„Na, siehst Du, da bist Du ja nicht allein," tröstete

er sie, „klatscht nur hübsch zusammen nach Weiberart, da werdet Ihr mich nicht vermissen. Du brauchst auch nicht auf mich zu warten, Valerie, ich komme wahrscheinlich spät nach Hause."

Er schnallte sich seinen Säbel um und griff nach der Mütze, sie folgte mit ängstlichen Blicken jeder seiner Bewegungen.

Rücksichtslos, lieblos! summte es in Valeriens Ohr, sie wußte nicht, wo der Ton herkam.

Er nickte ihr abschiednehmend zu und ging, kehrte aber an der Thür noch einmal um, um sie zu küssen.

„Brrr, Thränen!" rief er aus, „eau de sentiment, brrr, noch einmal. Weißt Du, vor Thränen lauf' ich tausend Meilen weit, wenn's sein muß. Und nun will ich Dir sagen, geniren wollen wir uns Beide nicht. Wir amüsiren uns zusammen, wo's geht, und wo's nicht geht, da fragt Keiner nach dem Andern. Donnerwetter, in die Kaserne kann ich Dich nicht mitnehmen! Adio, Hexe, und hübsch vernünftig! Die Flitterwochen können nicht ewig währen. Apropos, Geld! Hab ich welches bei mir? Ach ja, in der Brieftasche."

Er zog diese hervor und untersuchte sie. Es war noch eine ziemliche Anzahl Geldscheine in derselben enthalten. Er nahm etwa fünfzig Thaler heraus und steckte sie lose in die Rocktasche.

„Früher trug ich meist so mein ganzes Vermögen mit mir herum," sagte er lachend, „bah, die Zeiten haben sich glücklicherweise geändert." Er warf Valerien die Brieftasche zu. „Da, heb' sie mir auf! Du kannst sie nachher ein bischen durchsehen und die unnützen Papiere ausmerzen, weiß Gott, was darin Alles angesammelt ist. Adio!" Er ging.

Fünfzigstes Kapitel.

Valerie schluckte lebhaft ihre Thränen hinunter und strebte die kleine Täuschung zu überwinden. Die Präsidentin tröstete sie.

„Das ist nicht anders, Kind, wir Frauen bewahren wohl die Romantik der Gefühle, die Männer nicht. Das sind Durchgänger. Man hält sie am besten fest, wenn man sie losläßt. Dann kommen sie von selbst wieder."

Ein leidiger Trost, auch schien er wenig Eingang bei Valerien zu finden. Sie war verstimmt und die Reminiscenzen der Reise heiterten sie nur halb auf, noch weniger vermochten dies die Weisheitslehren der Mutter zu thun, die ihr gar viel von Frauenklugheit und wie man die Männer nehmen müsse, vorschwatzte.

„Muß ich auch noch klug sein, wenn ich ihn liebe?" fragte Valerie.

Um zehn Uhr verließ sie die Mutter. Valerie vertauschte ihr Reisekleid mit dem weichen seidenen Schlaf-

rock, schickte ihre Jungfer zu Bett und schickte sich an, ihren Mann zu erwarten.

Ihr wurde die Zeit lang. Eine Arbeit hatte sie nicht bei der Hand, sie liebte es auch nicht sehr, zu arbeiten, eben so wenig mochte sie lesen. Das hatte ihr der Vater verleidet. Dennoch stand sie auf und suchte in der ganzen Wohnung nach einem Buch umher. Sie fand aber nichts Anderes als auf Leopold's Schreibtisch den Wohnungsanzeiger und die Rangliste. Sie durchblätterte beide, aber für militärische Details hatte sie wenig Interesse und die Schmidt, Schulze und Müller in hundertfacher Wiederholung im Wohnungsanzeiger zu lesen, war auch nicht sehr amüsant. Sie warf die Bücher gähnend fort.

Wenn ich nur erst bekannter hier bin, dachte sie in plötzlich erwachendem Trotz, dann werde ich es so machen, wie er sagt, dann werde ich mir mein Vergnügen auf meine Weise suchen. Was soll ich thun, wenn ich allein bin! Ich will nicht allein sein! Es ist so langweilig. Ich habe geheirathet, um glücklich zu sein, so bin ich nicht glücklich. Sie wußte nicht, wie es kam, daß ihr Eckard auf einmal einfiel. Liebte er sie wirklich, wie die Tante behauptete? Ihr klopfte das Herz in seltsamer Bangigkeit. Er traurig und allein und sie auch allein und traurig und sie waren doch einst so glücklich gewesen. Giebt

es denn gar kein Glück, das Bestand hat! Was ist denn Glück überhaupt, worin besteht es, wie kann man es haschen und festhalten und zur Treue und Beständigkeit zwingen?

„Schade, schade, daß die schöne Reise vorbei ist!" seufzte sie.

So jagte ein Gedanke den andern. Bild auf Bild entrollte sich die Vergangenheit vor ihren Blicken. Sie waren alle hell, die Bilder, aber dann versanken sie in Nacht und Nebel und was nun kommen sollte, das war die Zukunft, von der kein Mensch etwas weiß, die so hell sein kann und so dunkel, je nachdem der Geist hoffnungsvoll oder zagend in sie hineinschaut.

Valerie hatte noch nie so recht ernstlich daran gedacht und auch jetzt schwebten ihr nur verschwommene Bilder vor der Seele. Was ist denn die Zukunft und wer kennt sie! Sie ist immer weit und ist immer da, denn in jedem Augenblick ist sie Gegenwart geworden. Sie ist ein Wahn, ein Phantom, wer wird sich um sie kümmern! Der Augenblick gilt, die Stunde, der Tag. Der Augenblick bringt Leid und Freude und keiner steht vereinzelt da, wie eine Kette schlingen sie sich um das menschliche Dasein, bis es sich an den Pforten des Jenseits den irdischen Blicken verliert.

Kaum das Wort Augenblick ausgesprochen, so ist

er schon vorübergerauscht und doch zerschlägt er oft mit dämonischer Gewalt das Schicksal der Menschen oder wie Wellen, die immer wiederkehrend des Ufers Rand bespülen und langsam und allmälig immer mehr des festen Landes in die strudelnde Tiefe reißen, so einer nach dem andern kommen und gehen sie, um immer dieselbe wunde Stelle der Seele wieder zu finden und schonungslos zu berühren, bis sie unterwühlt, untergraben und sich selbst aufgebend, in den Abgrund der Verzweiflung stürzt, gegen die sie sich nicht zu schützen wußte, als es noch Zeit war.

Ein Augenblick, wie viel Illusionen vermag er zu zerstören, wie viel warmes Herzblut wird kalt unter seinem Einfluß, wie wandelt er den Glauben um in Mißtrauen, Liebe in Haß, Hoffnung in Zweifel und Bangigkeit! Wie reißt er das Göttliche in der Menschenbrust herunter von seinem Thron und stürzt die Seele in den finstersten Kampf, bis das Kleinod wieder errungen oder für dieses Leben unrettbar verloren ist. Lange schwankt oft die Wage, aber Gott hält sie in treuer fester Hand und selbst den, der sich selbst verliert, giebt seine väterliche Barmherzigkeit noch nicht verloren.

Ein solcher entscheidender Augenblick schwebte über Valeriens Haupt. Wird die Schale sinken oder steigen, an der ihr guter Engel Wacht hält?

Es fiel ihr auf einmal ihres Mannes Auftrag ein.

„Gottlob," sagte sie, „nun habe ich etwas zu thun und etwas für ihn. Was habe ich doch für alberne Gedanken gehabt, fort damit." Sie strich sich mit der Hand über die Stirn.

Voll Eifer machte sie sich daran, die Brieftasche zu untersuchen. Sie machte aus den Kassenscheinen ein besonderes Päckchen und sah die andern Papiere durch. Es war nicht viel daran zu sehen, aber dennoch klärte sich ihr Gesicht dabei auf, denn fast jedes derselben rief ihr eine Reiseerinnerung zurück. Hier eine Wirthshausrechnung, dort die Quittung für ein ihr von Leopold gemachtes Geschenk oder ein Theaterzettel und dergleichen mehr.

Es waren unnütze Papiere und sie warf sie in den Papierkorb, aber es haftete doch an jedem einzigen fast eine Freude, die hell im Herzen fortlebte. Zuletzt kam sie an den Brief, den ihre Schwiegermutter an Leopold geschrieben, als sie ihm die Heirath mit Valerien empfahl. Lepold hatte, nachdem er ihn gelesen, nicht mehr an ihn gedacht und ahnte nicht, daß und wo die Ordnungsliebe seines Burschen ihn aufbewahrt hatte.

Valerie entfaltete ihn völlig arglos, sie sah den Namen ihres Vaters auf den ersten Zeilen, sie besah sich die Unterschrift, dann fing sie an zu lesen. Sie las ihn

ein-, zweimal, das Blatt entglitt ihr und fiel zu Boden, den Kopf in beide Hände stützend, blieb sie am Schreibtisch ihres Mannes sitzen.

Nicht nur Augenblicke, nein Stunden rauschten vorüber, sie merkte es nicht. Es wurde still auf den Straßen, der lebhafte Verkehr, das Wagenrasseln hörte auf, selbst der Ruf nach dem Nachtwächter verhallte als letztes Symptom des nur für kurze Zeit rastenden großstädtischen Lebens.

Die Lampe auf Leopold's Schreibtisch verlöschte, es machte keinen Unterschied für Valeriens brütenden Geist. Es wäre doch dunkel gewesen und wenn heller Kerzenglanz das Zimmer erleuchtet hätte, dunkel in ihrer Seele, so dunkel wie das Leben und viel viel dunkler als der Tod.

Erst mit der Morgendämmerung kehrte Leopold zurück und erst seine Schritte weckten Valerie aus ihrem dumpfen Hinbrüten. Sie erhob sich.

„Was Tausend, kleiner Kerl, Du bist noch auf!" rief er ihr erstaunt entgegen. „Bist Du aufgeblieben, um mir eine Gardinenpredigt zu halten? Du siehst so feierlich aus wie das jüngste Gericht. Nur heraus mit der Epistel."

Er warf sich lachend in den Lehnstuhl, von dem Valerie eben aufgestanden war.

„Nanu, nu leg los! Hast Du die Rede auch gut memorirt, daß Du nicht stecken bleibst?“

„Ich habe nicht viel zu sagen,“ entgegnete sie mit einem Ton, der so kalt war als ihr zu Eis erstarrtes warmes Herzblut, „ich will Dir nur diesen Brief Deiner Mutter geben, den ich in Deiner Brieftasche fand und las.“

Sie reichte ihm denselben hin, er nahm ihn ihr aus der Hand und entfaltete ihn.

„Hurrah!“ sagte er, „den hast Du gelesen, das ist ja ein köstlicher Witz. Na, nichts für ungut, Kamerad. Sage, ist etwa der Brief an der feierlichen Miene schuld, der unschuldige Brief?“

Sie sah ihn starr an. Ihr ganzes geträumtes Glück scheiterte an diesem Briefe, der ihr da Berechnung zeigte, wo sie an Liebe geglaubt, der mit dem Hinweis auf Alida Lüge und Betrug enthüllte, der, die Intrigue andeutend, die mit Eckard gespielt, abermals in ihr Gedächtniß zurückrief, woran zu denken sie sich nun und nimmer gestatten wollte, daß er sie liebte, daß er um ihretwillen unglücklich war, ihr Lebensretter, ihr Jugendfreund — und diesen Brief nannte Leopold unschuldig, daß sie denselben gelesen, behandelte er wie einen guten Witz! Sie wendete sich entrüstet ab.

Er stand auf, umfaßte sie, rückte ihr den Kopf in

die Höhe und sagte, immer noch über ihre Niedergeschlagenheit lachend:

„Kind, sei verständig. Ehen werden nicht im Himmel geschlossen, sondern auf Erden, das ist Alles, was in dem Briefe steht.“

„Nein, nein,“ sagte sie, „es steht mehr darin, genug, um mich zeitlebens unglücklich zu machen. Ich weiß jetzt, warum Du mich geheirathet hast. Ich weiß jetzt, wer daran Schuld ist, daß Alida ihren Vater und Eckard verließ. Es war eine abgekartete Geschichte, als Du kamst, um mich zu werben. Du sprachst von Liebe und dachtest an Geld. Du hast pflichtlos, gewissenlos gehandelt. Ich habe kein Zutrauen mehr zu Dir. Ich will nicht bei Dir bleiben. Nimm mein Geld, aber ich will wieder nach Hause.“

Sie schluchzte laut.

„Wieder nach Hause, das fehlte noch!“ dachte Leopold.

„Still, Kamerad, nicht geheult!“ sagte er in dem halb rauhen, halb befehlshaberischen Ton, der ihr immer so frisch, so selbstbewußt, so herzhaft geklungen hatte. „Nicht geheult, als wäre ein Unglück geschehen, und es ist doch nichts, gar nichts los. Donnerwetter, was ist daran, daß die Alte mir schrieb, hier ist ein hübsches, junges, reiches Mädchen, sieh' es Dir an. Ich habe ihr nicht

den Auftrag gegeben. Habe ich mich um Weiber bekümmert, bis ich Dich sah?"

„Alida!" wandte Valerie vorwurfsvoll ein.

Die Thränen hatte sie bereits abgetrocknet, solchen Zauber übte immer noch sein befehlendes Wort über sie aus.

„Alida, Du hast Eckard um sie betrogen. Sie ist es, die den entsetzlichen Brief an mich geschrieben hat und Du sagtest, Du wüßtest nichts von ihr, Du hättest sie nur einmal gesehen, Lüge überall, Lüge, Betrug und Verrath!"

„Du bist sehr schnell dabei, zu urtheilen und bist doch in all' den Dingen so dumm, wie ein zweijähriges Kind," sagte er halb rauh, halb gutmüthig. „Ich habe Eckard nicht um Alida betrogen, wir liebten uns, ehe Eckard kam, sich wie ein Wahnsinniger in sie verliebte und der verrückte alte Doktor sie ihm an den Hals warf. Donnerwetter, war sie toll genug zu entfliehen, zu mir ist sie nicht gekommen, es war auch nicht um unseres Verhältnisses willen, daß sie ging. Sie hat nie gedacht, daß ich sie heirathen würde, sie hat es nie verlangt und ich würde es auch nie gethan haben."

„Weil sie kein Geld hatte!" fragte Valerie zaghaft.

„Ich hätte es auch sonst nicht gethan. Sie suchte Freiheit und mir war die meine viel zu lieb, sie von dem Entschluß abbringen zu wollen."

Valerie sah ihn kopfschüttelnd an.

„Ich verstehe das Alles nicht," sagte sie kleinlaut.

Er lachte über ihr rathloses Gesicht, ihren niedergeschlagenen Ton, dann schloß er sie plötzlich in seine Arme und drückte sie stürmisch an sich, ehe er in seinem gewohnten gleichmüthigem Ton fortfuhr:

„Wir wollen mit der Geschichte ein für allemal zu Ende kommen. Mein Leben bis zu dem Tage unserer Verlobung geht nur mich etwas an. Was ich bis dahin gewesen bin, ist für Dich gleich und wenn Du darnach fragst und mir nachspürst, geschieht es auf Deine Gefahr. In's Leben paßt die Romantik wie die Faust auf's Auge. Sie ist der Schaum auf dem Champagner und der ist verrückt, der den Schaum schlürft und den Champagner weggießt. Wir haben jetzt Schaum genug gekostet, nun wollen wir an den Champagner. Willst Du mithalten, Kamerad? — Kleine, dumme, unverständige Hexe," fuhr er in treuherzigem Ton fort, „wird sich da die hübschen Augen roth heulen, weil sie hört, daß man ihr Geld klingen gehört, ehe die Liebe kam, den Klang zu übertönen. Ich hätte Dich nicht geheirathet, wenn Du arm gewesen wärst, denn das konnte ich nicht, ich hätte es aber auch nicht gethan, wenn Du nicht solch hübsches lustiges kleines Ding wärst. Was mache ich mir aus dem

Bettel ohne Dich! Zweifelst Du wirklich, daß ich Dich lieb habe?"

„Ach, ich weiß es selbst nicht," klagte Valerie, „ich möchte Dir nichts und ich möchte Dir Alles glauben. Von Deiner Mutter war's aber schlecht," fuhr sie plötzlich auf.

Leopold lachte.

„Wenn Du schon schelten mußt, schilt die Alte, sie ist aber doch eine gute Mutter gewesen und hat für ihres Sohnes Glück gesorgt."

Mehr als Alles, was er gesagt, wirkten diese letzten Worte auf Valeriens erschüttertes, zweifelndes Herz, das sich doch so heiß nach Glauben und Vertrauen sehnte.

„Das heißt," setzte Leopold, der eine Weile inne gehalten, den Kampf in ihr zu beobachten, dann zögernd und in einem ihm sonst nicht eignen, weichen Ton hinzu, „das heißt, wenn der Kamerad wieder gehen will, dann hätte die Alte besser gethan, mich nicht erst dorthin zu rufen, wo der Himmel hell und die Erde grün war."

Waren seine Worte berechnet, mit größerem Geschick hätte es nicht geschehen können. Wie er sie vorhin an sich gezogen, so sank sie jetzt von selbst in seine Arme. Zagend, flehend sah sie zu ihm empor. Sie wollte so gern, so gern glücklich sein, wollte lieben und geliebt

werden und die Welt noch ferner so schön finden, wie sie ihr bis jetzt erschienen war.

Ihr kleines leichtgläubiges Herz schlug hoch auf bei seinen Worten, aber ganz und gar vermochte es nicht die Last des Zweifels, die Furcht vor Täuschung los zu werden. Es brauste vor Valeriens Ohren: lieblos, pflichtlos, gewissenlos! Wo kam der Ton her? Sie schlang ihre Arme um Leopold's Hals.

„Wir wollen glücklich sein, wir wollen es!" sagte sie gepreßt.

„Ja, kleiner Kerl, das vor Allem," entgegnete er, „und morgen kaufen wir uns Wagenpferde, ich habe ein paar wundervolle in Vorschlag."